

haben wir den ehrsamten Mann der Mitte. Er mag nicht die Sitte des Hofes und nicht die der Pedanten, und schließt sich daher an Rabener an in der Richtung mitten durch. In der Liebe mag er nicht das schmerzliche lange Sehnen des Petrarca, und nicht den kurzen Scherz mit horazischen Schönen, er spottet der platonischen und der sinnlichen Korsarenliebe, wie Wieland. In der Philosophie wählt er sich die, die in der Mitte zwischen Aristipp und Diogenes steht, den Narren des Hofes und des Volkes, die rechte Lebensart ist zwischen der schlangenglatten Sitte des Cinen und dem Charonsbart des Andern. In der Dichtkunst schien ihm der ein Thor, der sie bis an den Himmel hebt, wie der, der sie mit Boileau zum Staub der Regalbahn herabstößt. Zeigt ihm einen Weg, dem Staate das zu sein, in der Wirklichkeit das zu nützen, was Tausende nur zu thun und zu sein scheinen, so sagt er der Dichtung Lebewohl. Denn er glaubte nicht den Dichter absolut geboren, und zählte sich bescheiden zu den geringeren, und dichtete nur für seine Freunde, wie denn diese Episteln meist ohne Rücksicht auf das Publikum geschrieben und ursprünglich nur als Manuskripte gedruckt waren. Wir sehen uns hier wieder unter diesen Poeten der mittleren Gattungen, wie einst unter jenen Dichtern der Nebenstunden. Sie behandeln ihre Poesie gar zu fahrlässig, wie ihr ganzes Leben. Ist nichts daran auszusetzen, so ist auch nichts daran zu loben. Männer, die es sich mit dem Leben nicht so leicht machten, und die in der Kunst, das wahrhaft Große und in der Welt nicht Schönreden über das Thun und Handeln, sondern Wirksamkeit und Handlungen selbst suchten, Männer wie W. Humboldt und Forster haben sich daher misfällig und wohl gar bitter über die Jacobi, Pfeffel und Göttinger geäußert, nicht allein über die Dichter, sondern auch über die Personen. Und es war wohl natürlich, daß gerade aus diesen Kreisen die Unzer und Mauvillon, so wie die Göttinger gegen diese laze Gemächlichkeit in Poesie und Leben mit zuerst am grellsten losbrachen, deren ganzen Umfang wir bei Wieland übersehen.

## 7. Wieland.

Wir haben oben Wieland so weit begleitet, bis wir auf der Spitze seiner fanatischen Frömmigkeit angelangt waren. Es war natürlich, daß sich diese unnatürliche Uebertreibung in sich selber besserte; wäre dazu aber auch nicht Kraft genug in Wieland gewesen, so hätte der Spott der Berliner schon sie aufreizen müssen. Schon Nicolai hatte in den Briefen

über die schönen Wissenschaften von Wieland gesagt, seine junge Muse spiele wie die bodmer'sche die Beischwester und hülle sich der alten Wittwe zu gefallen in ein altväterisch Käppchen, das sie nicht kleide. Ihre jugentliche Unbedachtsamkeit leuchte unter der altklugen Miene hervor, und es würde ein merkwürdig Schauspiel sein, wenn sich diese junge Frömmigkeitslehrerin wieder in eine muntere Modeschönheit verwandelte. Weiterhin hörten Lessing und die Literaturbriefe gar nicht auf, dem jungen versprechenden Dichter ins Gewissen zu reden. Zum Glück kam er schon 1754 von Zürich weg, erst nach Bern, wo neuer Umgang, namentlich mit Bondeli ihn allmählich umstimmte. Diese höchst interessante Veränderung verfolgt man Schritt auf Schritt in Wieland's Briefen an Zimmermann. 1758 schreibt er diesem von einer kleinen Liebschaft und sagt dabei auf französisch, er sei nicht so arg platonisch, er fange an sich mit den Lenten dieser Niederwelt zu versöhnen; er theile nicht alle Ideen Bodmer's und wünscht Uz nicht so hart behandelt zu haben. Young hatte er noch zwei Jahre vorher neben die Engel gesetzt, aber jetzt macht er sich nichts mehr aus ihm. Die Zeit sei vorbei, wo er Vergnügen an Feenmärchen und dem Leben der heiligen Theresie gefunden; er habe nicht mehr Lust, vor der Zeit in die unsichtbaren Sphären zu reisen. Er entzückt sich jetzt vielmehr an den Kleinigkeiten und Spielereien Voltaire's; er geht vom Plato auf Xenophon über, und gar auf Anacreon, den ja Plato selbst einen Weisen genannt habe! Er wünscht, Zimmermann möge sich nicht an ihm ärgern, er wisse ja, daß die Ausdünstungen seiner Seele nur aus der Oberfläche kämen; sein Kopf schweife aus, sein Herz sei ein Gemisch von Größe und Schwäche. Woher er die Sachen in den Sympathien habe, wisse er jetzt selbst nicht mehr. Ueber Klopstock urtheilt er jetzt ganz anders. Es sei doch schlau, so eine Welt von Engeln zu schildern, die man müsse gelten lassen, weil wir zu ihrer Beurtheilung keinen Maasstab hätten. Die Messade sei nicht für Engel und nicht für Menschen, wenigstens nicht für alle Unchristen, Papisten, Philosophen, die das Werk als ein Abenteuer betrachten müßten. Dabei bittet er aber, und als ob er sich schäme, alle schlechten Dinge deutsch zu sagen, wieder auf französisch: *de ne pas le compromettre en aucune manière avec Mr. Klopstock.* 1759 kündigt er an, daß seine Philosophie die Maske der Thorheit nehmen werde, um dem Narren zu gefallen und den Weisen lachen zu machen; schon beschäftigt er sich mit Lucian und Shakespeare; von Bodmer wünscht er nicht mehr sprechen zu müssen. Ich fühle, sagt er, daß ich als ein wunderbarer, unbegreiflicher, räthselhafter Mensch erscheinen mußte, fanatisch den Einen, heuchlerisch den

Andern, inkonsequent den Ernstern und Langsamern, mondsüchtig den Weltleuten, Poet den Philosophen, Philosoph den Poeten, oberflächlich den Pedanten, den Mittelmäßigen lächerlich und vielleicht verächtlich, was weiß ich!

In seinen Werken bezeichnet diese Uebergangszeit seine Beschäftigung mit dem Epos und dem Drama. Auch auf ihn wirkte die allgemeine Aufregung in Deutschland durch den siebenjährigen Krieg so viel, daß er von seiner Lehr- und Andachtspoesie auf die thatsächliche zurückkam, und sich an den zwei Hauptgattungen versuchte, um die sich der Geist der Zeit in sich selber irrt. Friedrich der Große beschäftigte ihn und führte ihn zu dem Lieblingsbuch seiner Jugend, zur *Cyropädie* zurück, die er in ein Epos umbilden wollte, um darin das Ideal eines Königs zu zeichnen. Höchst charakteristisch für seine ganze folgende Schriftstellerei ist es, daß er gerade auf dieses Buch fiel und auf den Gedanken kam, einen Roman zu einem Epos zu verwandeln, daß er dann in dem ganzen Zuge seiner Schriftstellerei auf dem philosophischen Romane hängen blieb, nachdem er mit dem ersten epischen Versuche gescheitert war, bis er zuletzt in der Zeit des höchsten Dichtungstriebes in Deutschland wieder einen Roman zum Epos zu erhöhen strebte, und mit diesem im Gedächtniß der Nation geblieben ist. Mit seinen fünf Probestücken des *Cyrus* (um 1757), die überall an *Klopstock* und *Tasso* anklingen, hoffte er unstreitig die Wirkungen *Klopstock's* zu machen, und als dies fehlschlug, ließ er das Epos fallen, und arbeitete nachher nur die Episode *Araspe* und *Panthea* (1758) in einem dialogisirten Romane aus, in dem schon die Gemüthsstimmung herrscht, aus der sich nachher sein *Agathon* entwickelte. Nichts ist uns in diesen Dingen merkwürdig, als der Uebergang zur weltlichen Empfindsamkeit, den wir hier und ebenso in seinen Schauspielen fast zuerst in größerer Schärfe gemacht sehen. Wie es ihm nämlich mit seinem Epos mislungen war, schrieb er gleichzeitig mit *Cyrus* die *Johanna Gray* und (1760) die *Clementina von Porreta*. Sogleich deckte ihm aber *Lessing* die Schwäche seiner dramatischen Kunst auf, indem er nachwies, daß er das erstere Stück dem *Nicol. Rowe* mit *bodmerischer* Freibeuterei abgenommen, in dem andern ohne alles theatralische Geschick den *Grandison* von *Richardson* in Gespräch gebracht habe. Zugleich deutet er die Farbe dieser Stücke vorzüglich an: die ätherische Sphäre, sagt er, scheine *Wieland* wieder verlassen zu haben, doch klebe noch allerhand an, was nach den Flügeln der *Morgenröthe* ausfähe. Seine Personen seien fast lauter liebe fromme Leute; die *Johanna Gray* ein liebes frommes Mädchen, die *Lady*

Suffolk eine liebe fromme Mutter, der Herzog ein lieber frommer Vater, Lord Guilford ein lieber frommer Gemahl, die Sidney eine liebe fromme — er wisse selbst nicht was. Die Frauen seien lauter Seraphim des weiblichen Geschlechts, die Bösewichter lauter Lasterer. Wenn er eine Zeit lang auf der Erde erst würde gewandelt sein, so würde er die Menschen besser beobachten lernen und dann würde er treffliche Sachen schreiben.

Auch aus diesem Felde, in dem er sich später noch einmal mit der Oper täuschte, ward er also von den Berlinern herausgeschlagen, gerade um die Zeit, als er 1760 nach Biberach zurückkam. Er trug den Stachel in sich, den ihm der Tadel der Literaturbriefe zurückließ, und äußerte sich gelegentlich über diese Frérons, wie er sie nannte, mit der mismuthigen Anerkennung, mit der sich auch Winkelmann einmal über Lessing's Angriffe äußerte. Nun kam noch dazu Alles zusammen, um ihn plötzlich und auf Einmal von seiner bisherigen Selbsttäuschung zu heilen. Er kam in ein trocknes Amt, das ihn aus seinen Idealen herabzog; er fand seine alte platonische Freundin Sophia verheirathet als Frau la Roche wieder. Er beschäftigte sich mit Lucian, diesem geistesverwandten Liebling, der die rechte Schule war, in der er seiner bisherigen Schwärmerien inne werden konnte. Er übersetzte jetzt (1762—66) den Shakespeare, und vortrefflich hat hier Gruber ein Urtheil Johnsons über diesen Dichter auf Wieland angewandt, in dem, als ob es für dessen Fall berechnet wäre, gesagt wird, daß einer, dessen Einbildungskraft sich in das Labyrinth von Phantomen verirrt habe, bei Shakespeare von seiner schwärmerischen Ekstase geheilt werden könne, wo er menschliche Gesinnungen in menschlicher Sprache eingekleidet läse, in Scenen, nach welchen ein Einsiedler die Weltbegebenheiten schäzen und aus welchen ein Beichtvater den Fortgang der Leidenschaften vorher sagen könne. Als Wieland daher (1762) gleichzeitig eine neue Ausgabe seiner Werke veranstaltete, sah er schon ganz ein, wie er nach theuerm Lehrgeld aus diesen bisherigen Regionen wegwandern müsse. Was aber völlig den Ausschlag gab, war seine Bekanntschaft mit dem Grafen Stadion, der bei Biberach das Gut Warthausen besaß und 1762 bezog. Ihn begleitete sein Freund und Pflegeohn La Roche, der Gemahl von Wieland's früherer Geliebten; diese und Wieland selbst wurden zur Unterhaltung des Grafen gebraucht. Hier nun lernte er eine Bildungssphäre kennen, die ihm bisher ganz fremd, und die der grellste Gegensatz gegen jene andere war, an der er sich in Bodmer's Haus überfättigt hatte. Der Graf imponirte ihm durch Rang, Weltkenntniß und Hofton weit mehr, als es Bodmer mit Frömmigkeit gekonnt hatte; die geistreiche Unterhal-

tung erfahrener Männer, seiner Gesellschafter und einer gebildeten Dame sagte ihm ganz anders zu, als der einförmige Verkehr mit den Zürichern; jene verständige Richtung praktischer Menschen gegen alle Phantasterei und Empfindsamkeit, alles Ausschweifende und allen Aberglauben, die La Roche mit dem Grafen theilte, sagte seiner Natur weit mehr zu, als die Anspannung zu frommen Sympathien. Er sah den Gegensatz von Allem was er bisher gesehen hatte und konnte ihn nicht tadeln. Denn man zeigte ihm Religion, aber keine Andächtelei, Moralität ohne Tugendquälerei und heiteren Lebensgenuß, der mit der Sittlichkeit bestand, während er in Zürich im frommen Eifer Manches hatte begehen sehen und begehen helfen, was vor einer strengen Censur nicht allzuwohl bestehen konnte. In der Bibliothek des Grafen fand er das in Schriften, was er im persönlichen Umgang lebendig fand. Er lernte jetzt Shaftesbury, der so zweideutig ausgelegt werden kann, mit anderen Augen ansehen, als da er ihn mit platonischer Brille gelesen hatte; er übersah die ganze Reihe jener Freidenker der Franzosen und Engländer, die an die Stelle der Religion und Offenbarung natürliche Sittenlehre und Philosophie setzten. Diese Männer wurden seine Lieblinge. Sie predigten gegen Vorurtheile und Irrthümer aus jenem Tone des gesunden Menschenverstandes, der Wielanden weiterhin so theuer ward, wie seinen berliner Feinden immerhin, sie schoben die spekulirende Vernunft bei Seite, und setzten sich dadurch in Besitz aller Menschen der höhern Stände, die des Denkens nicht entbehren und tiefes Denken nicht ertragen können. Eben diese Klassen hatte Klopstock und die Theologen um ihn her durch eine ästhetische Religion und durch Gestattung der Vernunft in Glaubenssachen an sich zu ziehen gesucht, da sie wohl einsahen, daß sie von den orthodoxen Eifereern und den pedantischen Schulphilosophen nicht zu halten waren. Allein schon hatte die französische Bildung diesen Boden in Deutschland gewonnen, und daher konnte ein französischer Schriftsteller von deutschem Adel, wie Herr von Bar, schon auf Wieland in dieser neuen Richtung hin wirken. Klopstock behielt daher nur enge Kreise übrig, und Wieland ward der Schriftsteller der großen Welt, seitdem er sich entschieden auf diese Seite der Lebensphilosophie warf und, wie jene eine feinere Religion, seinerseits eine feinere Moral, gleichfalls im Gewande der Poesie, und einer bequemeren Poesie lehrte, als die klopstocksche war. Unvermerkt war er aus allen klopstock-bodmerischen Theorien zu denen der berliner hinübergesetzt. Er lernte, wie es Mendelssohn verlangt hatte, von jenen Deisten und Philosophen den Menschen selbst zum Gegenstand seines Nachdenkens zu machen; er ward

dadurch auf psychologische Betrachtungen und Erfahrungen geführt, die ihm Lessing gewünscht hatte; er lernte den Eifer gegen die Finsterlinge verstehen, die das gegenwärtige Leben an ein künftiges verlieren mochten; er arbeitete, ehe er sich versah, an der Philosophie der Anacreontiker mit, die weissen Gebrauch des Lebens und das Geheimniß der menschlichen Glückseligkeit lehrte. Fehlte noch ein äußerer Beweggrund, um ihn von seiner Frömmigkeit, herüberzubringen zum Hassen alles Bönzengeistes, so stellte sich auch dieses ein. Auf seine Verwendung war Brechter, der nachmalige Herausgeber von La Roche's Briefen über das Mönchswesen, in Viberach Prediger geworden; er hatte die rechtgläubige Bürgerschaft gegen sich<sup>136)</sup> und es kam zu Aufständen, die Wieland später in den Abderiten verewigte. Er erfuhr also hier, wie die Religion zum Deckmantel gehässiger Leidenschaften gemacht ward, und so half der Volksfanatismus im Kleinen bei ihm zu seiner Anfeindung positiver Religionsfakungen, wie bei Voltaire und Rousseau im Größeren, wie im höchsten Grade die Greuel der englischen Religionskriege der mächtige Anlaß waren, daß sich ein so edler Mann wie Cherbury zuerst mit Abscheu dawider sträubte, eine Religion von Gott geoffenbart zu glauben, die in dessen Namen so viel Schreckliches vollführte.

Von jetzt an treten wir in ein ganz anderes Gebiet in Wieland's Schriften. Die vollkommene Klarheit, die über allen Werken und Ansichten, Regungen und Handlungen Wieland's liegt, läßt uns auch hier auf dem gebahntesten Wege durch seine nächsten Schriften hindurchgehen und die genaueste Ansicht von seiner innern Verwandlung gewinnen. Den Wendepunkt macht sein *Theages* (1760). Wir haben hier zwar noch immer eine strenge Ansicht von Moral und Poestie; noch soll die letztere die Tugend zum Zweck und Ziel haben, eine Meinung, der in den Notizen späterer Ausgaben widersprochen wird. Aber höchst bedeutsam sind schon die handelnden Personen. Wir lernen hier zwei Geschwister kennen von ganz anderem Fleisch und Blut, als jene lieben frommen aus seinem Schauspiel. Eine Aspasia, die zwar eine Männerverächterin ist, aber keineswegs eine Nonne, ledig, weil sie nie einen Karl Grandison gefunden, ja auch nicht einmal gesucht und vermuthet hat hier unter dem Monde, eine Weltdame auf großem Fuß, von seinen Bedürfnissen, prachtliebend, aber vortrefflich, von fröhlicher Anlage, die eine Rowe bewundern kann, ohne die zweite Rowe aus sich erzwingen

136) Vgl. Schubart's Leben 1, p. 65.

zu wollen, die neben der Rowe auch Ovid und Heliodor mit Vergnügen liebt! Theages aber ist ein Feind der Rowe, ihrer schwülstigen Sittenlehre, ihrer Unterdrückung der sinnlichen Natur. Die Lehre der Diotima von der Kunst zu lieben wird von ihm angenommen; noch platonisirt er etwas, daß der geistige Amor der seine ist, nicht der sinnliche Cupido, aber ganz bedeutend warnt Aspasia bei dieser Theorie folgendermaßen: „Diese beiden Amore sind sich nahe verwandt, und es ist oft geschehen, daß sie ihre Kleidung gewechselt haben, und daß der leibhafte Cupido erschienen ist, das Wort zu halten, welches der platonische Sylph gegeben. Cupido ist ein wahrer Proteus, der sich so gut in einen Platoniker, als in eine Franziskanerkutte maskiren kann, und wenn er die Dame Phantase auf seiner Seite hat, so weiß ich nichts was die beiden Schelme nicht ausrichten können.“ Eben dies sollte aber jetzt in Wieland der ganzen Welt deutlich werden.

Der leibhafte Cupido nämlich erschien plötzlich, völlig als Faun gestaltet, 1762 in der Nabine und in den scherzhaften Erzählungen, in den Wieland, statt mit Klopstock, plötzlich mit Voltaire und Prior, mit Crebillon und Diderot, mit Gresset und Greccourt wetteifert. Man darf nur die Titel der Erzählungen lesen, die in die Gesamtausgabe unter diese Titel aufgenommen und 3. Th. erst etwas später geschrieben sind, so weiß man sogleich in welchem Gebiete man ist: Diana und Endymion, Paris' Urtheil, Aurora und Cephalus, und Combabus. Wir sind ganz plötzlich in die sinnliche Welt aus der übersinnlichen, in die griechische und heidnische aus der christlichen versetzt, und noch hat der neue Boccaz nicht die Grazie gefunden, mit der er später eifer im Geschmack ward. Hier ist ihm im Stoffe des Combabus noch Alles, was eine poetische Erzählung von Interesse machen kann, ein in seiner Art einziger Gegenstand! Hier ist das griechische Gewand, in dem er es nie hoch brachte, noch ganz roh, das antike Nackte ist noch von der feisten Hand eines derben Niederländers gezeichnet, und bei dem Urtheil des Paris ist uns zu Muthe, wie etwa bei dem Raub des Ganymed von Rembrandt.

Dies war die erste Frucht aus seiner Lektüre des Lucian; er trat in die griechische Welt ein, der christlichen müde, stellte sie aber gleich in ein lächerliches Licht, als ob er sich verwahren wollte, nicht auch in diesem Gebiete der bewundernden Schwärmerei zu verfallen, die ihm vorher eigen war. Eben so machte er es in seinem nächsten Werke, Don Sylvio von Rosalba (1764) in Bezug auf die romantische Welt. Er fing hier an in seinen eigenen Busen zu greifen, und die Macht der Ein-

bildungen und der Schwärmerei zu schildern, die er selbst so gründlich erfahren hatte. Jetzt war er auf dem rechten Wege zu einer selbständigen Dichtung, wie Klopstock, als er über vaterländische Epen nachsann, allein er verfehlte wie dieser die unmittelbaren Ideen der Zeit, und griff in solche engere Ideenkreise, die wieder nur einer kleinen Oligarchie nahe lagen. In der ganzen Zeit lag der unausgebildete Gedanke, gegen die seraphische Epopöe mit einer neuen Don Quixotiade zu Felde zu ziehen; die ganze Reihe der komischen Epopöen zeigte diese dunkle Absicht und zugleich das Unvermögen, sie auszuführen. Lessing, als er den Plan machte, Gottsched auf die Seraphimjagd zu schicken, traf das rechte mit einfachem Takte; ein solches Werk, was nach beiden Seiten hin die praktischen Naturalisten und Supranaturalisten, die Empfindungs- und Verstandesmänner hätte verspotten müssen, würde bei der ungeheuren Aufregung, die über diese Gegenstände herrschte, eine gewaltige Wirkung gehabt haben. Aber hier machte Wieland einen Fehler, der sich nachher durch sein ganzes Leben, ja durch die ganze Geschichte der deutschen Satire zog. Er wollte das Jahrhundert nicht streicheln, er wollte es aber auch nicht geißeln; er figelte es daher, und machte ihm weder Freude noch Schmerz. Er satirisirte, und wagte es doch nicht, unmittelbar gegen die schwache Seite der Zeit loszuziehen; er führt daher Seitenhiebe gegen Dinge, die der Nation fremd waren, gegen Schwächen, die mehr seine eigene zufällige, eigene Natur betrafen, als den Körper des Volks, und hier ist er mit seinem Gegenfüßler Jean Paul, der ihm später die Rolle des deutschen Sterne oder Kabelais abnahm, ganz gleich. Statt daß er also, wie es ihm nach seinen eigenen Erfahrungen und nach der Stimmung der Zeit am nächsten lag, die Verirrungen der seraphischen Periode zu seiner Aufgabe genommen hätte, so ging er vorsichtig so vorbei, daß er Niemandem wehe that, und er deutet diese seine weltkluge Vorsicht in dem vorliegenden Falle selbst in einem Briefe an Gessner an, wo er sagt, man müsse die Vorurtheile nicht achten, aber ihnen wie Ochsen aus dem Wege gehen. Er setzt also als Vertreter der schwärmerischen Verirrungen den Geschmack an Feenmärchen, der damals in Frankreich herrschte. Aber in Deutschland waren diese Dinge kaum durch die nürnbergische Uebersetzung des Kabinetts der Feen bekannt, und der Hieb fiel also ganz flach. Unglücklicherweise wetteiferte er nun mit Don Quixote; in einem Helden und einem Werke, das bloßen Büchern, den schalen Erfindungen einer Frau d'Aulnoy entgegensteht, mit dem großen Gedichte, das sich einer ganzen Welt und einem Principe entgegenwarf, das Jahrhunderte geleitet und zuletzt aus Entartung mis-



leitet hatte. Neben diesem Mißgriff in dem Stoffe sind die ästhetischen in der Behandlung eben so groß. Er folgt hauptsächlich der Anlage des schwächeren 2. Theiles des Don Quixote; man kennt den Schwärmer und will ihn heilen; diese Wendung hebt für die Leser den Stof der Einbildungen des Helden, der sich in eine Feenwelt verwebt, gegen die Wirklichkeit ganz auf. Dabei fällt es fast ins Kindische, wie mit steten Hindeutungen auf die innere Bedeutsamkeit des Helden und des Buchs, mit Lobeserhebungen auf die komische Literatur, mit Betrachtungen und Erläuterungen die Erzählung unterbrochen wird. Wieland thut, als ob sein Werk lauter höchstwichtige und schwierige Räthsel enthielte; jedes Nüsschen, dessen Schale jedem Kinderfinger wiche, knackt er umständlich mit Maschinen selbst auf und schält jedes Theilchen des Kernes los, und läßt dieweile den geduldigen Gast fasten.

Voller ästhetischer und psychologischer Lücken ist nach Wieland's eigenem Geständniß auch die erste Ausgabe des Agathon (1766), seines Lieblingswerkes, weil es die Geschichte seiner eigenen Umwandlung enthält. Hier tritt er in die sokratisch- xenophontische Zeit zurück, die ihm aus seiner ersten Jugend lieb war. Er nahm den historischen Agathon zur Grundlage, aus Euripides aber, den er bei seinem theatralischen Versuche studirt hatte, den Charakter des Ion zum eigentlichen Modell und diesem edlen, jungfräulichen Jüngling schob er sich selbst unter<sup>137</sup>). Das Werk ist in aller Weise, der Form nach betrachtet, ein alexandrinischer Roman, mit Liebshäften, Trennungen, Seeräubern, Sklavenverkäufen, Tugendprüfungen und Niederlagen, Selbstgesprächen, Wiedersehen, ein Umtreiben „von einem Abenteuer zum andern, von der Krone zum Bettlersmantel, von der Wonne zur Verzweiflung, vom Tartarus ins Elysium.“ Er beschäftigt sich also wie Cervantes neben dem komischen Romane mit dem ernstern. Die griechische Färbung traf er freilich auch hier nicht; er nahm gleichgültig den Schauplatz und die Personen aus Sokrates' Zeit, den Ion suchte er in Aristanet's und Alkiphron's Briefen; er bringt den Schwulst und Flitter der spätesten Zeit sammt ihrem Verderb mit dem athenischen Weisen zusammen, und dies ist für seine ganze gleichmachende Natur so charakteristisch, wie daß ihm sein Plato

137) In der Vorrede der ersten Ausgabe sagt er dies selbst: „Ohne Zweifel gibt es wichtigere Charaktere als Agathon. Allein da ich selbst gewiß zu sein wünschte, daß ich der Welt keine Hingespenster für Wahrheiten verkaufe, so wählte ich denjenigen, den ich am genauesten kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe. Aus diesem Grunde kann ich zuverlässig versichern, daß Agathon eine wirkliche Person ist.“

unvermerkt zu Sokrates, sein Sokrates, ja selbst sein Diogenes wieder zu Aristipp, zu Horaz, zu Lucian, und Alles endlich zu Wieland wird. Wichtiger als die Form aber, die in allen poetischen Erfindungen und Charakteren Wieland's nicht viel bedeutet, ist der Inhalt und moralische Plan dieses Romans. Er will zeigen, wie weit es ein armer Sterblicher mit den bloßen Kräften der Natur in Tugend und Weisheit bringen könne, wie viel die neuesten Verhältnisse auf uns wirken, und wie man nur weise und gut wird durch Erfahrungen, Fehltritte, unermüdete Bearbeitung unserer selbst, öftere Veränderungen in unserer Art zu denken, besonders durch guten Umgang und gute Beispiele. Er bringt also seinen platonischen Agathon mit all seiner jugendlichen Schwärmerei, mit seiner Philosophie, die das menschliche Glück an das beschauliche Leben, und dieses an die Haine von Delphi gebunden sah, in Gegensatz mit dem Sophisten Hippias, dem Vertreter eben jener neuen Philosophie, die Wieland aus den Engländern und Franzosen gelernt hatte. Es dreht sich Alles um die Fragen<sup>138)</sup>, ob Schwärmerei oder Selbstsucht, geistige oder sinnliche Liebe, die Ideen von Göttlichkeit oder Thierheit des Menschen, Weisheit oder Klugheit das ächtere sind. Das böse Prinzip in Hippias wird nun freilich mit Worten viel bestritten, aber der Sache nach siegt es; der Offenbarungsglaube und die strengen Grundsätze des Agathon gehen an dem praktischen Weltphilosophen, seine Unschuld an Danae verloren, doch tilgt sich eine geheime Anhänglichkeit an die alten Lieblingsideen nicht aus. So bleiben wir auf einem gewissen verneinenden und zweifelnden Standpunkt stehen, der in den späteren Ausgaben verändert ward. Für die damalige Lage Wieland's ist dies aber sehr charakteristisch. Denn in seinen nächsten Produkten werden wir sehen, daß er stets mehr der thierischen Natur im Menschen nicht in Worten ausdrücklich schmeichelt, aber in der That desto mehr, und daß es scheint, als ob er in seiner Denkart einmal den Gegensatz gegen seine frühere platonische recht gründlich durchmachen wollte, obgleich er in der Wirklichkeit in dem Punkte der Sinnlichkeit, selbst als er am freiesten schrieb, so orthodox blieb, als er vielleicht früher im Punkt des Religionsglaubens, selbst als er am meisten eiferte, nie orthodox war. Damals schon fing es an, daß man an des Schriftstellers Tugend zweifelte; als dies nachher allgemeiner ward, lenkte Wieland ein und dem hat man die späteren Aenderungen im Agathon zu danken. Damals aber war er viel zu sicher gemacht durch Lessing's nachdrucks-

138) Vgl. Gruber's Charakteristik des Agathon im Leben Wieland's.

volle Begrüßung des Agathon, und geblendet durch einen gewissen Zugrimm auf seine frühere Verblendung, und alle die daran Theil nahmen.

Hintereinander erschienen nun eine Reihe von Erzählungen, theils in Prosa, theils in Versen, theils in griechischem, theils in ritterlichem Gewande, in denen das wohlgefällige Verweilen auf sinnlichen Schilderungen immer stärker hervortritt. Der *Ibris* (1768) sollte ein Seitenstück zu Hamilton's vier *Facardins* werden. Ganz sucht hier Wieland in die Manier der ritterlichen Erzähler einzugehen, nur daß es ihm weder materiell noch formell gelingt. In Bezug auf das Außerliche beleidigen uns hier Fächer, Reifröcke und Perücken in der Ritterwelt, wie andere Modernitäten in seinen griechischen Erzählungen; in seinen freien Versen meinte er die *ottave rime* zu übertreffen, man wird ihnen aber nicht absehen, daß er fünf Jahre daran feilte. In *Ibris* sollte, wenn er fertig geworden, genau die platonische Liebe gegen die sinnliche (*Ibris* gegen *Itifall*) übergestellt und zwischen beiden die Liebe des Herzens (*Vila* und *Zerbin*) als die rechte und ächte, jene anderen als Ab- und Irrwege gezeigt werden, so daß nach der aristotelischen Moral die Liebe, die die neue Welt zu einer Tugend machte, zwischen zwei Extremen läge. Auch hier also bewegen wir uns in jener Weisheit der Mitte, die in der Theorie vortrefflich ist, bei der aber Alles auf den Takt der Ausführung ankommt, wenn nicht bald aus dem Gleichgewicht Gleichgültigkeit, bald aus dem Schwanken ein Herumspielen an den Extremen werden soll, die man vermeiden will. Ich fürchte Beides ist bei Wieland moralisch und in seinen Schriften ästhetisch der Fall. Auf diese Weise spielt in *Musarion* (1768) eine unzüchtige Zucht an den Grenzen hin. In dieser Erzählung ist wieder die *Musarion* ein Abbild von Wielands's Geiste selbst<sup>139</sup>). Die Heldin ist über die schwülstige, empfindsame Liebe ihres *Phanias* verdrossen, sie sucht lieber die Gesellschaft von Gecken, um sich nicht von seiner Schwärmerei anstecken zu lassen. Sie überzeugt ihn

139) Vorrede der Ausgabe von 1769. „Das milde Licht, worin *Musarion* die menschlichen Dinge ansieht, das Gleichgewicht zwischen Enthusiasmus und Kaltblütigkeit, dieser leichte Scherz, wodurch sie das Ueberspannte, Schimärische (die Schlacken, womit Vorurtheil, Leidenschaft, Schwärmerei und Betrug, beinahe alle sittlichen Bezüge der Erdbewohner zu allen Zeiten mehr oder minder verfälscht haben) auf eine so sanfte Art, daß sie gewissen harten Köpfen unmerklich ist, vom Wahren abzuschneiden weiß, diese sokratischen Ironien, diese Nachsicht gegen die Unvollkommenheiten der menschlichen Natur, die mit all ihren Mängeln doch immer das liebenswürdigste Ding ist, das wir kennen, — alle diese Züge sind die Lineamente meines eigenen Geistes und Herzens.“ Man sieht wieder, er ist sich selbst zu loben nicht faul.

ad hominem von dem Unterschied zwischen Spekulation und Handlungen, zwischen Schule und Natur, indem sie zwei philosophische Gäste, Schüler der Stoa und des Pythagoras mit ihren Nymphen und ihrem Wein zu Schanden macht, trotz ihrer excentrischen Moral, während sie mit ihrer leichtsinnigen den Reizungen der Sinnlichkeit widersteht; sie belehrt ihren geliebten Zögling, daß das Anhängen an dem Systeme der Entbehrung und der Ideen aus solchen Lagen des Menschen natürlich fließt, wo er sich unglücklich fühlt, wo nicht frische Lebenskraft mehr ist. Diese Lehren sind der Kern des Buchs, das Lehrhafte hat das epische noch unterjocht, wir gehen erst von Fabel zu Fabliau über, mit aller gellert'schen Manier, mit jener Geschwätzigkeit und jenen mäandrischen Reflexionsepisoden, die damals ein Hauptreiz schienen. Formell würde man nicht begreifen, wie nicht allein Lessing auch dieses Werk beifällig aufnahm, sondern wie selbst Göthe äußerte, es habe ihm geschienen, als sei Griechenland in Musarion lebendig geworden. Durchaus hängt dieses Wohlgefallen mit der Lofpreisung der Dichtung von der Moral zusammen, die durch Wieland eingeleitet ward, obgleich sie bei ihm thatsächlich nicht aus dem Joche der Philosophie heraustrat. Die Philosophie der Musarion heißt schon die der Grazien. Diese Geschöpfe selbst lernen wir (1769) in einem nach ihnen betitelten halb profaischen, halb versificirten Stücke kennen, in dem sich Wieland Gleim und Jacobi förmlich zur Seite, dem Guarini und Gesner entgegensetzt. Er spottet über den zärtlichen Ton der Letzteren, erzählt aber hier selbst, in einer herben Mischung von flauenweichem Vortrag mit den Härten schlechter Späße und einem Ueberguß von modernem Firniß, die Geschichte der Grazien, wie sie erst ihrer selbst unbewußt, dann ihrer Gottheit inne werden, die Reize der feineren Geselligkeit nach Arkadien und unter die Menschheit tragen, in Wissenschaft und Kunst, in Sitte und Tugend, wohin sie Wieland selbst tragen wollte. Ungemein charakterisirt dies ganze Werkchen und seine ganze Ansicht von den Grazien unseren französisirenden Dichter. Die Grazie ist im Reich des Schönen, was die Unschuld im Moralischen und die Naivetät im Intellektuellen, es ist das Bewußtlose und der Naturstand, und als solcher Erbeigenthum der Kinder, besonders der Mädchen; wie ein Kind, so lange der Begriff des Konventionellen ihm noch nicht beigebracht ist, nichts Unverständiges sagen, und nichts Schuldvolles thun kann, so kann es auch keine ungraziöse Bewegung machen, selbst wo es das Unanständigste vornimmt. Die Grazie ist daher, wenn irgend etwas, angeboren; allein jenes vom Franzosenthum verbildete Geschlecht, und darunter selbst Winkelman, will sie gerade durch Ueberlegung,

Erziehung und Übung hervorgebracht haben, indem es die Grazie der Tänzerin und Schauspielerin in Aussicht nimmt, die diese wie Unschuld und Naivetät nachahmen, und wenn sie sie von Natur besaß, auch erhalten oder herstellen kann, dem Wesen nach aber nie einen Erwerb der Kunst, sondern einen Besitz der Natur nennen muß. Wieland's Vorstellung von den Grazien soll nicht sein, aber sie ist eben die winkelmann'sche<sup>140)</sup>; sie verhält sich wie modern zu antik, kokett zu unschuldig, affectirt zu naïv, kurz wie seine ganze Vorstellung vom Alterthum zu dem wahren und ächten. Und so ist denn die Wendung, die seine Erzählung von den Grazien am Schlusse nimmt, ungemein naïv, d. h. sie öffnet, ohne daß es Wieland ahnte, seine Unfähigkeit diesen antiken Begriff zu fassen. Die Alten haben die Grazien die unschuldigsten aller Götter genannt, sie haben sie im Alter der unaufgeblühten Knospe gebildet, aber nach Wieland müssen sie doch vom Baum der Erkenntniß Einmal genascht haben! Es blieb zwar ein Mysterium, aber ein Faun zeigte mit Thalia den Genius der sokratischen Ironie und des lucianischen Spottes. Auf ihn selbst angewandt bedeutet dieses Mysterium: die Frucht des thierischen und göttlichen Triebes in ihm war skeptischer Spott und verneinende Laune; auf seine jungfräuliche, unbewußte und blöde Jugendnatur folgte der Gegensatz des Selbstbewußtseins und Selbstgefühls; mit Unschuld verband sich Lüsternheit in einem unnatürlichen Bunde, Schönheit mit Häßlichkeit, Cynismus mit Anmuth. Von den unnatürlichen Verbindungen, wozu dies führte, zeuge sein Diogenes (1770). Eine albernere Komposition hat Wieland kaum gemacht; aber auch sie, wie Musarion, bestach die jungen, noch rathlosen Geister und gleich bei der Erscheinung urtheilte der junge Göthe davon: bei einer solchen Gelegenheit könne man nur empfinden und schweigen; sogar loben solle man einen großen Mann nicht, wenn man nicht so groß sei, wie er! Der Cyniker ist hier ein Cyrenaiker geworden, der schöne Seelen in

140) Wie ihm geschieht, daß was er thut anders ist, als was er schreibt, so auch hier. Er sagt im neuen Amadis vortreflich: „Grazien, welche Töchter der Kunst sind, hören auf Grazien zu sein. Und gleichwohl ist es möglich, auch hierin die Kunst bis zu einer Art Täuschung zu treiben, und es gibt Fälle, wo nur der unverdorbenste Geschmack und die feinste Empfindsamkeit die naive Grazie, die allein diesen Namen verdient, von derjenigen, welche eine Frucht der Kunst, Nachahmung und Bestrebung ist, zu unterscheiden wissen.“ Man weiß nicht, ob er selbst die graziöse Schreibart bis zu dieser Täuschung meint gebracht zu haben mit Kunst und Verstand, oder ob er in persönlicher Naivetät es zu der Selbsttäuschung gebracht hat, ächte Grazie und Naivetät in seinen Schriften zu suchen.

schönen Augen, nicht Menschen mit der Laterne sucht; er schreibt Denkschriften an seine Fasswände, macht den gefälligen Rathgeber bei schönen Mädchen, die sich in seinen Schutz flüchten, und unterbricht seine Rathschläge mit Blicken und Küssen, und endigt mit dem schlimmsten Troste. Er hat eine geliebte Glycerion verloren und empfindet über ihren Tod trotz einem gefner'schen Schäfer. Die Lehren von Freude und Grazien liegen in dem Munde des Mannes, dem sie in aller Welt am wenigsten angehören, neben Satiren vom Mann im Mond, mit denen die Metaphysiker verspottet werden. Im neuen Amadis (1771), wo Hamilton wieder Vorbild ist, sucht der Held ein wirkliches Ideal, zusammengesetzt aus den Gestalten der Tugend und Wollust; in dem freien Gang seines capriccio führt uns der überall her plündernde Poet zu den gemeinsten Stellen, die durchaus werth waren, einem Blumauer und Heinse zum Ideal zu dienen, und durch ein ariostisches Geflecht von schlüpfrigen Scenen; der Held sündigt mit Koketten herum und findet dann ein nachthäflisches Geschöpf, aber voll Geist als sein Ideal. Ist hier die Obscönität im Dienste eines Gedankens, so kann höchstens auf Schiffspfunde von Gemeinheit ein Quentchen Moral kommen; der Wunderfächer des Antifseladon ist vor uns ausgebreitet, hundert Felder und 99 voll Schmutz; und man würde gar nicht auch das Geringste von einer Absicht vermuthen, die außerhalb des Selbstzweckes dieser Widerlichkeiten läge, wenn nicht der Dichter hier wie überall stets von seinen Planen redete, und immer mit Ruhmredigkeit und Redseligkeit auf die psychologische, gynäkologische, politische und moralische Weisheit deutete, die hinter seinen Erzählungen verborgen sei, und auf die „großen dem ganzen Menschengeschlecht angelegenen Wahrheiten“, die seine ganze Dichterei durchdrängen.

Wieland rächte sich in dieser Periode, wo ihn das wüste Leben in Erfurt, wie wir es aus Bahrdt's Lebensbeschreibung kennen lernen, dreister machte, an seiner eigenen Schwärmerei und seinem Spiritualismus, durch den Uebergang zu Materialismus und Duldsamkeit. Wäre eine ähnliche Täuschung über frühere Ideale in Klopstock denkbar gewesen, so würde dieser in elegische Klagen verfallen sein; Wieland's heitere Lebensansicht aber und sein Bewußtsein, daß es ihm um Wahrheit ernstlich zu thun sei, ließen ihn nun gegen alles Ueberspannte, gegen Zeno und Pythagoras, gegen Plato und alle systematische Philosophie in Rüstung treten. Er hatte früher das ungeschminkte Menschliche unduldsam angefochten und erlaubte Freuden angeschwärzt, jetzt waffnete er sich gegen alle finstere Tugend, gegen das Aufgedunsene, Uebertriebene

und Herbe der christlichen Moral und Weisheit, und merzt die Schwärze des Lasters aus, oder überkleidet sie mit dem Gewand der Grazien. Er behandelt jetzt alles Edle und Ideale im Menschen, das er früher einzig bevorzugt hatte, mit Kälte und Kürze, und alles Sinnliche und Thierische mit warmem Wohlgefallen, er skizzirt das Reine bloß und läßt es nicht ohne Kleckse, und malt dagegen das Häßliche breit und lustig aus. Die Welt selbst aber rächte sich mit Wieland an der früheren Schwärzerei und dem jetzigen Gegensatze, dem er verfiel. Zu seinen Gegnern, die er sich früher unter den Anakreontikern gemacht hatte und die jetzt nicht Alle nachgaben, als er sich im Amadis mit Würde auf Hagedorn's, Gleim's und Jacobi's Seite schlug, gesellten sich nun die Hasser seiner Abtrünnigkeit, und die Wächter Zions, die er ja selbst wider sich selbst beschworen hatte, als er sie gegen Uz aufrief. Seine Grazienphilosophie ward in den Göttinger Anzeigen angegriffen; seine Freunde sagten ihm bittere Wahrheiten über seinen Agathon und Anderes; man beschuldigte ihn in Deutschland des Epikureismus, und in Paris sogar galt er für einen ausgemachten Atheisten. Lavater, sagte er selbst, rief alle Christen auf die Knie, um für ihn als einen gefallenen Sünder zu beten. Theologische Lehrer verboten ihren Zuhörenden seine giftigen Schriften, Prediger brachten sie in Erfurt während seines Dortseins auf die Kanzel, ein Censor in Wien trat den Agathon mit Füßen. Um 1773 erhob sich die ganze Klopstock'sche Schule in Göttingen gegen ihn und vorzugsweise in moralischer Beziehung; sie verbrannten an ihren Festen auf Klopstock's Geburtstag seine Werke; Voss schleuderte kriegerische Epigramme im Musenalmanach gegen seine Buhlerromane und ländervergiftenden Schandgefänge, und Claudius faltete seine Hände über die Dichter, die der Weiblein Tugend frech und ungeschent schmähen zu dürfen glaubten, wenn es nur in schöner Prosa oder Versen geschehe. Solltens nicht thun, meint er, es sei doch nicht übel, schamhaft und tugendhaft zu sein. Diese Anfechtungen ließ sich Wieland in seinen schwachen Stunden schwer zu Herzen gehn, und klammerte sich dann an seine alten und neuen Freunde und rief um Hülfe; bald aber sammelte er sich wieder und nahm sich übrigens auch dies zu Herzen, wie er vorher mit Lessing's Anfechtungen gethan hatte. Zwar über die schriftlichen Angriffe tröstete er sich. Er meinte, es würde Voss einmal so gereuen, im Eifer für die Tugend Epigramme auf ihn gemacht zu haben, als ihn selbst seine Anfälle auf Uz reuten. Mißtrauisch gegen seine Schriften vertraute er auf sein untadelhaftes Leben, und wünschte, daß jeder große Mann nur zwei Tage bei ihm leben müßte, so hoffte er selbst Klopstock und Lavater sich

zu Freunden zu machen. Und in der That kam es so, daß ein Mann wie Herder sein nächster Freund ward, und daß selbst Klopstock und Bosc von ihrer Strenge gegen ihn nachließen, obwohl freilich erst dann, als er selbst etwas in seiner schlüpfrigen Schriftstellerei nachgelassen hatte. Was ihn weit mehr quälte, als kritische und ästhetische Ausstellungen an seinen Schriften, war die Bemerkung, daß man an seinem Wandel zweifelte. Auch hatte er Gelegenheit zu erfahren, welche Leute er sich mit diesen Schriften anzog, als er mit Lenz umging, der ihn liebte um seiner Sünden willen, als ihm Heine mit schmählichem Undank lohnte und ihm einen Spiegel vorhielt, den ihm seine Feinde freilich mit Schadenfreude als wohlverdient werden gegönnt haben; als ihm der schmutzige Verfasser der Gedichte im Geschmack des Grécourt, dem „der unflätigste Priapismus statt der Begeisterung diene, seine ekelhaften Obscönitäten mit einem *salve frater* dedicirte!“<sup>141</sup>). Wieland selbst vertheidigte sich (1775) in den „Unterredungen mit dem Pfarrer von \*\*“, und sah ein, daß er zu weit gegangen, obwohl er mit seinen gewöhnlichen Halbheiten hundert Entschuldigungen versuchte, von denen keine recht glückte, während nur die Einwendungen, auf die er die Antwort schuldig bleibt, auf festerem Boden stehen. Er tröstet sich für das Ueble, das seine Erzählungen gestiftet haben möchten, mit dem Guten, das sie auch gewirkt haben könnten; hätte er übrigens an jenes gedacht, so hätte er sie nicht geschrieben, ob gleich er wieder einlenkend Behutsamkeit im Augenblick des Genies und der Laune im Dichter für Aengstlichkeit erklärt. Er lullt sich mit dem popischen Liedchen ein: Alles sei gut was ist; und da einmal Ariost und Boccaz da seien, so würden seine Sachen neben diesen

141) Wieland war aus Gutartigkeit und Leichtsinne einer der schlechtesten Menschenkenner; wieviel Kindisches und Schädliches in ihm war, wie ungleich er von Charakter war, erfuhr Schiller von seinem eignen Schwiegersohn Reinhold. Wie schmähsch er mit Verhältnissen und Personen spielte, die ihm doch selbst nicht gleichgültig waren, geht aus obigem Beispiele am deutlichsten hervor, obgleich es nicht das einzige ist in der reichen Sammlung von Briefen, die wir von ihm besitzen. Er äußerte sich mit obigen Worten heftig über die Schamlosigkeit jenes „*soi disant Grécourt*“, bot ihm aber dennoch sein Herz an, und erhielt darüber von Jacobi heftige Vorwürfe. Hierauf antwortete er (Jan. 72) wieder mit einer französischen Stelle in einem deutschen Briefe: „*J'avais tort de lui offrir mon coeur, de me servir d'une expression consacrée à la véritable amitié. Mais assurément j'étais bien loin de l'idée de l'associer jamais à mes amis κατ' ἐξοχην*. Les mots chez moi ne sont que des signes; leur valeur est à la qualité intrinsèque de ceux à qui je les adresse. Au reste je vous promets d'être dorénavant plus circonspect dans le choix de mes expressions.



die Welt nicht viel schlimmer machen! Er will nicht für den zufälligen Schaden, den er anstellte, verantwortlich sein, aber er schweigt von dem nothwendigen, der vorauszusehen war. Er selbst würde seinen Idris nicht seiner Tochter in die Hand gegeben haben, er meinte sie aber so zu erziehen, daß er ihr nicht schaden sollte, wenn sie ihn läse. Dies hängt mit der aristokratischen Moral zusammen, die er wie Shaftsbury in Aussicht nimmt, nach der das Herz mit dem Kopf in Einverständnis sein soll, nach der die Tugend und die Güte des Menschen abhängig seien von Weisheit, wahre Aufklärung das einzige Mittel zu wahrer Besserung wäre, nach der gegen abergläubige Religion eine grundsätzliche Sittenlehre gesetzt werden sollte. Aber er bedachte dabei nicht, daß nicht jeder Mensch, der gerade solche Bücher sucht, solch eine Erziehung gehabt hat! Er flüchtet sich ferner hinter die schlüpfrigen Stellen im Ezechiel und der Bibel, als ob man heute einem Volke darbieten dürfe, was damals in Zeiten, wo die Keuschheit noch keine Tugend und die Sinnlichkeit noch kein Trieb war, der durch die Reize der Phantastie auf künstliche Höhe getrieben wurde, wo die materielle Geschlechtsliebe nicht mit der ideellen Menschenliebe zusammengeworfen und Leidenschaft mit Tugend verwechselt oder vermischt ward. Auch Gruber entschuldigt Wieland's lüsterne Muse mit der naiven Gesinnung, die das Schönheitsgefühl nicht beleidige; allein daß das Schönheitsgefühl in solchen Sachen wie im neuen Amadis zu finden sei, wird Jeder billig leugnen, leugnet Gruber in Bezug auf den Combabus selbst, und Wieland sogar gesteht, daß er es beleidigt habe. Die naive Gesinnung und Unschuld ist in Wieland's Persönlichkeit und Sitte; er trug in den Rosenmonden seiner Ehe (seit 1765), die sich bei ihm zu Rosenjahren ausdehnten, seine Freuden mit antiker Unbefangenheit in seine gleichzeitigen Schriften. Aber in diesen selbst ist nichts von Unschuld und Naivetät; falsche Muster haben seinen Geschmack und Vortrag verdorben, obgleich sie nicht sein Leben verderben konnten. Hier liegt der Zwiespalt in Wieland's Gewissen selbst, der Zwiespalt zwischen seinem reinen Selbstbewußtsein über seinen Lebenswandel und der Stimme der Zeit, der Widerspruch des Urtheils über seinen häuslichen Charakter und den seiner Werke. Historisch tadelt man daher billig den Mangel an Menschenkenntniß, der früher dem damaligen Geschlechte eine ascetische Abschließung vor Versuchungen zumuthete, nicht weniger als jetzt, wo er dem Geschlechte einer halb verbildeten Zeit eine Abhärtung gegen Versuchungen zumuthete, die bis zur Stumpfheit gegen den feinsten Kitzel gehen müßte, wenn sie vor seinen Schriften bestehen sollte. Er stellt sich

an, der Sinnlichkeit entgegenarbeiten zu wollen, und verspottet sie; bestand dies Laster, so konnte es der Spott nicht tilgen, bestand es nicht, so mußte er es fast nothwendig hervorrufen, denn indem er es entlarven will, so maskirt er es aufs schönste<sup>142</sup>). Wenn *vita proba die paginam lasciviam* entschuldigt, so möchte auch Wieland entschuldigt sein; doch ist diese Rechtfertigung gewiß nur so relativ, wie man, um es derb zu sagen, gegen die feile Hetäre die in Schutz nehmen würde, die wir im Deutschen eine Maulh — nennen. Aesthetisch möchte die Naivetät Vieles in Wieland's Schriften entschuldigen, wenn er sich ihrer auch in seinen poetischen Formen bemächtigt hätte, wie er denn in einigen späteren Erzählungen sich den mittelaltrigen Quellen und in ihnen dem ächteren Ton der Naivetät mehr näherte, allein in den Erzählungen dieser Periode sind die schlüpfrigen Stellen mit der Kälte des Kopfs eben so entworfen, wie früher die Seraphim bei ihm mehr Sache des Gedankens als der Empfindung waren; und da auf diese Weise jene Stellen nichts weniger als unbefangen lauten, ja die ganzen Entwürfe fast immer nach diesen Stellen hin entworfen scheinen, so hat Schiller auch ästhetisch manche wielandische Produkte verworfen neben Crebillon's und Voltaire's<sup>143</sup>). Bedeutungsvoll sind übrigens diese Dichtungen Wieland's eben von dieser Seite der Darstellung des Nackten im höchsten Grade dadurch, daß er thatsächlich damit die erste Hand anzulegen schien, die Dichtung von den Fesseln der Religion und Moral zu befreien. Noch ehe er den Grundsatz von Lessing angenommen und sich klar gemacht hatte, schien er zu schaffen nach dem Grundsatz, daß ein Kunstwerk seinen Zweck in sich habe, den der Schönheit; daß die Dichtung nicht, wie es seit Jahrhunderten hieß, nützlich und ergötzlich sein solle, sondern daß sie ihren Zweck erfülle, wenn sie schön sei. Ob und in wie fern sie auch

142) Er muß daher dem Pfarrer in jener Unterredung selbst zugeben, daß er in zwei Punkten nicht mit sich zufrieden ist, die er diesem in den Mund legt: daß nämlich die Dämme gegen die Sünde untergraben würden, wenn man durch die Liebenswürdigkeit der Sünder, durch Verschönerungen der Sache, durch den Grazien Schleier über dem Anstoßigen, den Begriff und das Gefühl des Schändlichen der Sünde benähme, und daß die Reizungen zur Sünde verstärkt würden, wenn man alle Kräfte der Phantasie, alle Zauberei der Poesie anbiete, um wollüstige Gemälde zu schildern, ohne daß sich irgend eine moralische Nothwendigkeit dabei denken ließe.

143) Gruber hat Schiller's Urtheil (aus dem Aufsatz über naive Poesie) benützt, um seinen Wieland zu entschuldigen, allein er legt zu viel Gewicht auf Schiller's Note zu der betreffenden Stelle, in der dieser persönlicher Rücksichten halber mildert was zu mildern ist. Die entscheidenden Sätze stehen im Texte mit minder deutlicher Beziehung auf Wieland.

nügen könne und solle, werde durch ein anderes Gesetz bestimmt, von welchem zwar der Gebrauch der Kunst, aber nicht die Kunst selbst abhängt. Die sittliche Darstellung gerade wies von der bisherigen Verbindung der Poesie mit der Musik weg auf die mit der Plastik, und durch den Hinblick auf diese war eher Hoffnung, daß sie ihre eigne Unabhängigkeit finden werde. Wäre Wieland ein Dichter gewesen, so hätte diese Richtung, die er einschlug, von sehr schönen Folgen sein können. Es lag in ihm deutlich die Absicht, daß er mit der Grazie und Schönheit, die im Gebiete der Kunst herrscht, das Leben, die Sitte und Sittlichkeit verschönern, der Moral eben so einen erhöhten Reiz geben wollte, wie Klopstock der Religion. Sie faßten Beide den Begriff von einer Herrschaft der Poesie im Reiche der Tugend, aber sie konnten es Beide nicht dahin bringen, sie in ihren Kunstwerken der Moral und der Religion überzuordnen. Immer ist auch Wieland von moralischen Absichten, selbst in jenen zügellosen Erzählungen voll, und gleich nachher setzte er seine Poesie in noch viel engeren Verband mit Geschichte und Philosophie, als er ganz frühe mit der Religion gethan hatte. Und was die Hauptsache ist, seine Grazie war nicht ächt, seine Kunst nicht schön; sie verlegt gleich das Wesen des neuen Grundsatzes. Denn ganz abgesehen von allen moralischen Beziehungen sind alle obigen Erzählungen als Kunstwerke durchaus geschmacklos und geschmackwidrig. Es hätte selbst einigermassen Uebermaß, einige Uebertreibung im Anfang dieser neuen Richtung nicht geschadet, wenn es nur wahr wäre, was Göthe gesagt hat, daß dies Bagstücke des Genies gewesen seien<sup>144</sup>), in denen er sich dem Aristophanes (!!) anzugleichen gesucht hätte; oder wenn nur in Wieland's Genius Anlage zu wahrer Poesie gewesen wäre. Allein wie wenig dies der Fall ist, zeigt er uns eben in jenen Entschuldigungen gegen den Pfarrer von \*\* selbst. Er stellte seine Erfindungen und Menschen den Romanen und Charakteren des Richardson ausdrücklich entgegen. Gesättigt an dem Nihilismus dieser Figuren, die kein Verhältniß zur menschlichen Natur hatten, wollte er die Menschen schildern wie sie sind. Allein er ahnte freilich nicht, daß der Dichter kein Naturforscher sein solle, daß die platte Wirklichkeit der Wissenschaft gehört, nicht der

144) Wie viel näher als Aristophanes rückt Wieland nicht selten einem Blumauer! Es ist auffallend charakteristisch, daß Blumauer Wieland's Leidenschaft ward, des Mannes, der für Göthe geschwärmt hatte! Nachdem Blumauer in Weimar war, erklärte W., daß ihm das Leben nur darum lieb wäre, weil er nächstes Jahr wiederkommen wolle!

Kunst. Er vergaß schon wieder, daß das Schöne Gegenstand der Kunst ist. Er setzte auch jenen Tugendhelden des Richardson nicht einmal Menschen der Wirklichkeit entgegen, sondern Karikaturen nach der materiellen Seite hin, oder auch Wesen, die an der idealen und realen Seite der menschlichen Natur in jener allzu besonderen Weise ihr Theil hatten, wie er selbst. Seine oftgerühmte Menschenkenntniß ist weit entfernt von der Kenntniß der Welt und des Lebens bei Lessing, sie ist gar oft aus der verdächtigen Quelle Rousseau's und Voltaire's hergeleitet, sie ist, wo sie eigne Natur und Erfahrung ist, blos Kenntniß seiner selbst, und daher kommt es, daß seine Persönlichkeit ein weit fesselnderer Gegenstand der Betrachtung ist, als seine Schriften an und für sich, und daß die Aufschlüsse, die er über sich selbst gibt, so scharf und treffend sind, als seine Charakterformen vag und nichts sagend. Wenn er ferner mit dieser Schilderung der Wirklichkeit und der Natur, wie sie ist, seine Unzüchtigkeit zu entschuldigen meinte, so mußte er bedenken, daß ein Unterschied zwischen der Zeugungslehre in Anatomie und Physiologie, und den Phantasiereizen poetischer Darstellung ist, und endlich daß selbst nach dem Gesetze der Wirklichkeit jene verfänglichen Scenen, die bei ihm einzig und allein die Aspazien charakterisiren, hinter Nacht und Vorhang sich verbergen.

Wieland führte die Zeit in diesen Dichtungen einen wesentlichen Schritt weiter; er ward der Dichter und Philosoph der Liebe, wie Gleim der Freundschaft; er betrachtete und schilderte das Verhältniß der platonischen und petrarchischen Seelenliebe zu der sinnlichen des Triebes, und entschied sich für die sittliche des Herzens, die er mehr zu Hause in glücklicher Ehe lebte, als daß er sie geschildert hätte. Er ist der wahre Vertreter aller jener guten Hausväter der leipziger und halberstädter Vereine; das ganze Ideal seines Lebens ging auf ein kleines Gütchen hinaus und auf ein Schneckenhäuschen, in das er sich zurückziehen könnte, und wie in seinen Staatslehren die Sorge für Bevölkerung einen wesentlichen Punkt ausmachte, so auch in seiner häuslichen Uebung. So nannte die Herzogin Amalie sein Tage- und Lebenswerk abwechselnd Kinder und Bücher zu zeugen; Kindermachen, schrieb er irgendwo, ist schlechterdings das Allerherrlichste was ein Mann thun kann; und es ist in der That naiv genug, ihn im Danischmend und sonst über die Kinderzeugung philosophiren zu hören. Die eheliche Freiheit nun machte ihn muthig, einem Geschlechte die Gemälde der Liebe vorzuschildern, das dessen langeher nicht gewohnt war, das vielmehr dergleichen als Werke der Finsterniß zu betrachten pflegte. Hier warf er

sich, ohne es zu wollen, Klopstock mit einem solchen Gewichte gegenüber, daß nothwendig durch ihn der andächtigen und elegischen Empfindsamkeit, die jener angeregt hatte, eine andere Richtung gegeben werden mußte. Er setzte der himmlischen Liebe die irdische entgegen, der übersinnlichen die sinnliche, und heiligte eine mittlere dritte, in der die beiden anderen verschmolzen und die letztere durch die erstere geadelt ward. Daher war die unmittelbare Frucht dieser Gegensätze, die sich gegen 1770 hin am schroffsten gegenüber standen, diejenige Art Liebesfingentialität, die im Werther und Siegwart ihre Höhe erreichte, und die an Klopstock's heilig-sehnsüchtiger und Wieland's sinnlich-begehrender Erotik gleichen Theil hatte. Klopstock hatte mit seiner Dichtung auf die Empfindung fast ausschließlich gewirkt; Wieland wirkte auf die Sinne; jener hatte die großen Ideen von Gottheit und Vaterland im Auge, Wieland aber gab der Poesie einen Gegenstand wieder, ohne welchen sie in der neueren Zeit nicht bestehen konnte. Die Geschlechtsliebe, die durch unsere moderne Vergeistigung alles Materiellen an Idee und Sinnlichkeit zugleich Theil hat, ist eben durch diese Veredlung des Gemeinen an sich selbst ein poetischer Stoff geworden, und Alles, was neuerer Zeit in der Dichtung nicht über das Stoffartige mit seinem Genius hinaus ragte, hat sich an diese bequeme Aufgabe gehalten, mit der eine sichere Wirkung unausbleiblich zu machen war<sup>145</sup>). Wir erinnern an das, was wir im ersten Bande bei Gelegenheit der Minnepoesie hierüber gesagt haben, und anerkennend, was alles durch diesen Gegenstand Vortreffliches in der neueren Dichtung ist gefördert worden, müssen wir doch auch hier wieder bedauern, daß er sich so ausschließend des ganzen Gebiets poetischer Stoffe bemächtigte, daß kaum etwas Großes daneben Platz behielt. Wir müssen uns, auf die Gefahr hin, der Trockenheit und Nüchternheit verdächtig zu werden, zu Lessing's Ansicht schlagen, der bei Gelegenheit des Werther diese kleingroßen Stoffe belächelte, die den sinnlichen Trieb so heilig zu bekleiden wissen; müssen auf Shakespeare und Homer hinweisen, wo diese Seite des menschlichen Wesens nicht mehr Raum gestattet und keine andere Farbe geliebt ist in der Poesie, als in der Natur der Dinge selbst. Wieland setzt uns, indem er sich den anakreon-tischen Minnedichtern mit seinen epischen Liebeserzählungen zur Seite

145)

Nie wagt's ein Dichter, und ergriff die Feder,  
 eh er sie eingetaucht in Liebesfeuer;  
 dann erst entzückt sein Lieb des Wilden Ohr,  
 pflanzt in Tyrannen holbe Menschlichkeit.

Shakespeare.

stellt, völlig in die Welt der Ritterdichtung zurück. In Biberach verkehrte er an einem kleinen Hofe, im ländlichen Thal, auf einem einsamen Schlosse, in einer unterhaltungsbedürftigen Umgebung, in der sich die Dame seines Herzens vorfand, die die Verhältnisse zu einer Dame seiner Gedanken gemacht hatten. Der Graf Stadion ließ ihm die wälischen Bücher, die sein Talent erst reifen und seiner dichterischen Gabe die Richtung geben mußten. Dazu ist der Schauplatz im Lande der alten Dichtung, in Schwaben; die Berührung mit der Schweiz ist hergestellt; ein neuer Manesse sammelte dort eben die alten Schätze. Hier haben wir sonderbarer Weise selbst alle äußeren Verhältnisse der Minnepoesie wieder; wir haben eben einen solchen Charakter, der persönlich ganz häuslich, doch weltbürgerlich in seinen Gesinnungen und Bestrebungen, und romantisch in seinen Poesien ausschwärmt; der unter geistigen und amtlichen Beschränkungen das Unendliche der Liebe und der Dichtung sucht; der von materiellen Grundsätzen und gutem Hausverstande ausgehend doch nirgends der Ideale und der Schwärmerei entbehren kann; den dieser Widerspruch in sich auf eben jenen Humor und jene Laune führt, die die ganze Ritterdichtung nie verleugnet hat, weil wir in ihr überall denselben Stoß des Phantastischen gegen das Wirkliche fanden, von dem wir meinten, daß ihn jedes Individuum von normaler Ausbildung in der Jugendzeit durchmache; eine Krisis, die Wieland, wie wir gesehen haben, mit so merkwürdig greller Berührung der gefährlichsten Extreme erlebte. Er verwand diese Krisis, doch so, daß durchaus von da an seine Entwicklung nicht eigentlich weiter geht; das Fieber hatte seine Kräfte so weit erschöpft, daß er hinfort sich stets in demselben, nur etwas gemilderten, Wechsel von Wärme und Kälte, von Schwindel und Nüchternheit befand. Wir haben alle Grundbedingungen jener Zeiten und Poesien in Wieland, und aus freiem Triebe hätte ein Entsprechendes aus ihm hervorgehen müssen, wenn er auch nicht auf die Quellen des Mittelalters gestoßen wäre; und wer seine allumfassende Beschäftigung mit den romantischen Stoffen zufällig finden wollte, der müßte den menschlichen Entwicklungsgesetzen nicht viel nachgedacht haben. Es ist gewiß kein Zufall, daß sich die tausend kleinen Eigenthümlichkeiten der ritterlichen Erzähler hier wiederholen, weil sie zum Theil mit den Lebensverhältnissen Wieland's eben so zusammenhängen, wie einst mit denen der alten Dichter. Wir wollen übrigens seine ganze Erzählart, mit allen den kleinen ähnlichen Wendungen, mit all jener zügellosen Geschwägigkeit und den vielen Einmischungen der Persönlichkeit, seine ganze Manier, die alles Gleichartige nachahmt was ihr nahe

kommt, alles Verschiedenartige entweder ausscheidet oder ins Gleichartige umschmelzt, seine ganze Anlehnung an wälsche Quellen und an wälsche Natur, seine Freibeutereien und seine Gallicismen und alle dergleichen Aehnlichkeiten Preis geben als Dinge, die möglicherweise abgelernt sein konnten. Allein jene Aehnlichkeiten der innern Natur, jenes Schwanken zwischen Heiligem und Weltlichem, jene ganz eigenthümliche Allflugheit und Frühreise, jene Behandlung der Liebe mehr als Sache der Gedanken als der Empfindung, jene Sicherheit, mit der Wieland auf das Grundthema der mittelalttrigen Dichtung fiel und auf ihre Grundmanier des Humors kann nicht wohl Zufall sein. Es kann nicht Zufall sein, daß er mit derselben persönlichen Unbefangenheit und Naivität, wie jene Alten, bei denselben Merkern anstieß, daß er ganz wie jene über die Tadel süchtigen und Mißgestimmten klagt, daß er Alles will zum Guten aufgenommen haben, nicht zum Bösen, daß er im Nothfall, wenn ihn Keiner hören möge, sich selbst und allein singen will. Wer möchte es Zufall nennen, daß der noch ganz unentwickelte Knabe auf die *Cyropädie* fiel, jenes Werk, welches die gesammte romantische Poesie, die halb Geschichte halb Roman, halb Poesie halb Philosophie und Moral ist, eröffnet; und unmöglich hat es anfänglich, wenn überhaupt je, in seinem Bewußtsein gelegen, daß er den ganzen ungeheuren und untrennbaren Kreis der alexandrinisch-ritterlichen, der byzantinisch-gothischen Dichtung mit seinen Nachbildungen beschrieb, und alle jene Gebiete durchwandert habe, die Klopstock in dem Quellenstudium seiner Poesie nicht berührt hatte. Von *Heliodor* und *Doid*, von dem älteren und jüngeren *Kenophon* an bis auf die Ritterromane der mittleren Zeiten und die des 16. und 17. Jahrhunderts, den *Amadis*, die *Clelia* u. dgl., von *Boccaz* bis *Lafontaine*, *Hamilton* und *Voltaire* umfaßte er alle Quellen, die hierin einschlagen, theilt sich wie eben diese Zeiten zwischen Roman und romanhaftem Epos, unfähig sich zur ächten Epopöe zu heben; er verweilte mit Vorliebe auf dem *Fabliau*; er nahm die morgenländischen Formen und Bühnen, die eingerahmten Erzählungen aus dem Oriente wie jene Zeiten zu seinen griechischen und ritterlichen Stoffen hinzu; und wie die ritterlichen *Fabliaux* in die Fabel ausgingen (in Deutschland beim *Stricker*), so kehren wir bei Wieland von der Fabel (*Gellert's*) dorthin zurück. Ganz wie sich die Minnepoesie in Lyrik und Roman damals der geistlichen Dichtung und dem tragischen, vaterländischen Epos gegenüber lagerte, so Wieland gegen Klopstock, der jene beiden Seiten in sich vereint. Wir haben schon bei den erotischen Lyrikern gesehen, wie sie überall Gegensätze gegen die

Barden und die Seraphiker bilden; eben so haben wir Wieland abfallen sehen von den Seraphikern und können ihn in dem verklagten Amor der Barden spotten hören. Die menschlichen Charaktere seiner Romane stehen eben so den erhabenen Kraft- und Tugendhelden Klopstock's gegenüber, wie Gottfried's Tristan gegen die Heroen und Niesen der damaligen Epen, über die Wieland gerade so spottet, obgleich sie ihm nicht so nahe lagen. Wieland ist daher der vollkommenste Gegensatz gegen Klopstock in allen erdenkbaren Beziehungen. Er ist sinnlich, wie Klopstock übersinnlich, verständig wo jener empfindsam; seine ganze Dichtung ist so von Geschichte und Philosophie beherrscht, wie jener von Religion und Musik; er ist didaktisch, Klopstock lyrisch: seine Sprache ist daher der prosaischen Rede so nahe wie Klopstock's der musikalischen. Er hat so viel Verhältniß zu der französischen und südlichen Literatur, wie Klopstock zur englischen und nordischen; zu Shaftsbury und Voltaire, wie jener zu Milton und Young. Klopstock ist es mit der Poesie selbst im Leben Ernst, Wieland ist sie ein heiteres Spiel. Dies ist die große Grundverschiedenheit dieser beiden umfangreichen Gruppen der schweizerischen und nordischen Dichter um Klopstock und der hallischen und halberstädtischen um Wieland, daß jene ganz musikalisch, ganz Empfindung und Natur die Dichtung auf das Pathologische, auf die eigenen Gefühle und Leidenschaften gründeten, diese dagegen ganz rednerisch, ganz Verstand und Kunst in der gegentheiligen Lehre so weit gingen, daß Gleim geradezu aussprach, nicht die wahren, sondern die angenommenen Empfindungen machten den Dichter. Jener erste Grundsatz ist durchaus nordisch und englisch, dieser andre ganz südlich und französisch; beide hatte Göthe erst zu versöhnen. Von dieser Grundansicht aus fiel Klopstock auf die christlichen Empfindungen, die uns nahe lagen, Wieland auf die Gemälde der Ritterwelt, die uns entfernter standen; er trägt aber den Gegensatz zu seinen romantischen Gebilden in sich selbst, und verhält sich daher eben so sehr zu den ernstesten Behandlern der Ritterstoffe, als zu den Verspöttern wie Rabelais, er wollte eben so oft Ariost sein als Sterne und Lesage, die der Ritterpoesie entgegengesetzt sind. Wie wir bei Gottfried fanden, so erlaubt sich Wieland Scherz über das Heiligste der Religion; er nahm sich Klopstock entgegen der natürlichen Religion und Vernunftmoral an, und leugnete Offenbarung und was damit zusammenhing. Klopstock ist ein Patriot, Wieland ein Weltbürger; jener war ein begeisterter Verehrer der deutschen Sprache, dieser redete zuletzt schlecht von ihr, und machte die Nachbildung einer italienischen Oktave zum Maasstabe ihrer Schön-



heit, die er doch früher selbst meinte mit seinen Knittelversen übertreffen zu haben. Ueberall sind die Gegensätze so groß, daß, obgleich beide allgemeine Achtung sich nicht verweigerten, doch Wieland gestand, er begreife Klopstock nicht und habe gar kein Verhältniß zu ihm, und Klopstock in seiner Gelehrtenrepublik über Wieland spottete<sup>146</sup>). Klopstock ist der Dichter der Erhabenheit und Würde; Wieland der Grazie und Anmuth. Ohne jenen würde unsre Dichtung sich nicht eine würdige Höhe, der Dichter keine anständige Stellung erobert haben, ohne diesen hätte die Poesie der Reize der kleinen menschlichen Verhältnisse entbehrt und der Mensch hätte nicht anders als auf dem Kothurn und im Feierkleide erscheinen dürfen. Das vorherrschende Geistige bei Klopstock thut uns Zwang und spannt an, das herrschende Sinnliche bei Wieland erschläfft und spannt ab; jener lebte nach den Begriffen der Zeit freier und schrieb seine Poesie hoch, dieser lebte eingezogen und ließ seine Dichtung herab. Beider Dichtungen sind mehr die Werke edler Seelen und wohlmeinender Theilnahme an der Wohlfahrt des Menschengeschlechts, als großer Geister; sie sind Beide nicht eigentlich auf reine Kunst gerichtet, sondern auf Veredelung des Lebens; Beide sind daher zu keinen reinen Formen gelangt. Beiden ist das Epos misglückt, Beide sind am Schauspiel gescheitert, sie fielen der schreienden Zeit zum Opfer, weil sie sich an untergegangenen Ideen und Formen festklammerten. Klopstock hat die Dichtkunst mit anderen Künsten in unnatürlichen Verband gebracht, Wieland noch schlimmer mit Wissenschaften, mit Philologie, Philosophie und Geschichte; keine dichterische Form, weder Epos noch Schauspiel, weder Lied noch Satire ist ihm rein geglückt; keine ungemischte Nation, Bildung und Zeit, weder die ächt griechische, noch die ächt römische, noch die ächt deutsche hat den unentschiedenen Mann der Mitte je angezogen, während Klopstock gerade auf die reinen Muster bei Griechen, Juden und Germanen fiel; kein scharfer Charakter hat Wielanden je gereizt, oder er hat ihn sogleich in einem vageren Lichte gesehen und in ein anderes umgesetzt. Die Cicero und Lucian und Shaftsbury waren seine Lieblinge; Klopstock dagegen sympathisirte mit Hermann, mit Heinrich

146) „Es war einmal ein Mann“, lautet die Stelle, „der viele ausländische Schriften las, und selbst Bücher schrieb. Er ging auf den Krücken der Ausländer, ritt bald auf ihren Rossen bald auf ihren Rossfinnten, pflügte mit ihren Kälbern, tanzte ihren Seiltanz. Viele seiner gutherzigen und unbelesenen Landsleute hielten ihn für einen rechten Wundermann. Doch etlichen entging's nicht, wie es mit seinen Schriften zusammenhing u. s. w.“

und Brutus. In ihren Lebensrichtungen vertreten Wieland und Klopstock die Hauptseiten des Idealismus und des verständigen Rationalismus; Klopstock zeichnete daher heroische Gesinnungen und das Göttliche im Menschen, Wieland fehrte mit unverholener Menschlichkeit die Schwäche der Erdenkinder heraus, und stellte sie in mildes Licht. Er spottete der Ueberhobenheit der Stoa und der christlichen Tugend, und wies die in Gott Lebenden auf das sokratische *γνώσι σεαυτόν* zurück. Wir lernen bei ihm in den eigenen Busen greifen, der uns bei Klopstock verschleiert ist; wir lernen den Werth des Menschen bei ihm geringer, vielleicht zu gering, aber richtiger immer, als bei Klopstock schätzen. Beide blieben mit ihren rückwärts gewandten Augen in den alten Gebieten der Dichtung stehen, haben aber dennoch gleichen obwohl ganz verschiedenen Theil an der späteren Romantik. Klopstock hatte in seinem menschlichen Wesen, in seinem poetischen Leben ein Verhältniß zu dieser, Wieland in seinen Schriften und Dichtungsstoffen. Jene Romantik, der es mit ihrer Materie wieder Ernst ward, wandte sich natürlich gegen den hausväterlichen Dichter des nüchternen Verstandes, der diese Stoffe nur ironisch behandeln konnte. Nie hat vielleicht ein Mann, der so sehr zum Dichter geboren war, wie Klopstock, sich in dem Maasse wie dieser mit freier Willkühr seine Anlagen, in falscher Richtung nach einseitigen Empfindungen verdorben, so daß Alles, was er über Dichtung theoretisirte und in ihr leistete, unter seinen Gaben blieb. Und im Gegentheil, vielleicht war nie ein Mann so wenig zum Dichter geschaffen wie Wieland, der sich aber von dem Triebe der Zeit hinreißen ließ und wenigstens zu einer Ansicht über Dichter und Dichtung kam, die fast nichts zu wünschen läßt. In seinem Schreiben an einen jungen Dichter fordert er an den Poeten „scharfe Stimmung aller äußeren Sinne, daß jede Empfindung die Melodie des Objekts im reinsten Einklang verschönert zurückgibt, ein Gedächtniß, in dem nichts verloren geht, in dem sich Alles zu jener feinen bildsamen Masse amalgamirt, aus der dann die Schöpfungen hervorgehen einer Einbildungskraft, die durch unfreiwilligen Trieb alles Einzelne idealisirt, alles Abstrakte in bestimmte Formen kleidet und dem bloßen Zeichen immer die Sache selbst oder ein ähnliches Bild unterschiebt; die alles Geistige verkörpert, alles Materielle zu Geist reinigt und veredelt; eine zarte und warme Seele, ganz Nerv, Empfindung und Mitgefühl, die sich nichts Todtes und Fühlloses in der Natur denken kann, sondern immer ihren Ueberschwang an Leben, Gefühl und Leidenschaft allen Dingen mittheilt, stets mit der behendesten Leichtigkeit andere in sich und sich in andere verwandelt; eine erklärte Liebe zu allem Bun-

derbaren, Schönen und Erhabnen, ein Herz, das bei jeder edlen That emporschlägt, vor jeder schlechten schaudert; zu all diesem bei dem heitersten Sinne und leichtesten Blut einen angeborenen Hang zum Nachsinnen, zum Forschen in sich selbst, zum Verfolgen seiner Gedanken, und bei der gefelligsten Gemüthsart einen vorschlagenden Hang zur Einsamkeit.“ Gewiß hat, so lange in Deutschland über die Dichternatur bisher gedacht ward, Niemand so vortrefflich und umfassend darüber geredet; allein er hat diese treffende Ansicht gleichsam erlernt, er hat seine Dichtung an üblen Gegenständen geübt, und nach seiner durchaus vorherrschenden Subjektivität zwar was zum Dichter gehört eingesehen, aber nicht was zur Dichtung. Er hat, wenn er wußte, welche Gaben des Dichters die Gegenstände zu verschönern taugten, jene anderen nicht genannt, die die rechten Gegenstände zu wählen wußten, worauf Göthe so großen Werth gelegt hat; er kannte die schaffende Kraft der Phantasie, aber er befaß sie wenig, wie die Dichter der Ritterzeit auch; wie er philosophirte ohne allen Sinn für Spekulation, so dichtete er ohne Phantasie mit dem Verstande. Hätte er aber auch alle jene Eigenschaften, die den Dichter machen, beessen, wie er sich denn vielleicht zu diesem ganzen Gemälde selbst faß, so sieht man an den Früchten seiner Muse deutlich, daß noch ein elektrischer Funke in diese Mischungen hätte schlagen müssen, der weder auf ihn noch auf Lessing, und weit eher auf Klopstock fiel, der aber seine Wirkung mit falschen Zusammensetzungen lähmte. Nicht allein Klopstock hatte sich die Verfehlung seines Dichterberufs eingestanden, nicht allein Lessing legte das gleiche Bekenntniß ab, sondern auch Wieland gestand, als die Schlegel den Horizont aller Dichtung zu beschreiben und darnach den Maasstab des Dichterwerths zu bestimmen angingen, daß nach diesem er nur drei Dichter kenne, Homer, Shakespeare und Göthe. Zu andern Zeiten hat er gemeint, eine geschmackvolle und aufgeklärte Nachwelt würde die Dusch und Zacharia in Ehren halten! Und das wolle doch Gott verhüten, trotz der augenscheinlichen Gefahr, daß Wieland außerdem nicht in die Reihe jener Ersten gestellt werden würde, und sich also freilich trösten müsse, in großer und ehrenhafter Gesellschaft von dem höchsten Gipfel des Parnasses ausgeschloffen zu sein.

Wenn diese dichterischen Eigenschaften Wieland überall den ritterlichen Dichtern gleich stellen, so noch mehr seine Lebensweisheit und moralischen Grundsätze. Wir haben schon oben angeführt, daß er eine feinere Sitte suchte, als die des Pöbels, eine Sittlichkeit, die auf andern Grundlagen ruht, als auf dem Aberglauben des Volks, daß er

Weisheit und Tugend nicht trennte. Er strebte aus der Rohheit seiner Zeit so hinweg, wie die Kalofagathoi in Athen aus der Altväterisckheit der Sitte, wie die Ritter mit ihrer höfischen Art vor dem unedlen Volke herauszutreten suchten. Wie sich jene Ritter in dem allgemeinen Weltverbände des Ritterordens mit Wohlgefallen sahen, so Wieland sich in dem Orden der Weltbürger, und als aus dieser idealen Verbindung die besonderen Orden und Logen hervorgingen, konnte es nicht fehlen, daß Wieland in diese Vereine eintrat, deren rein haltende Absichten mit seinem ganzen Wesen zusammenstimmten. Kalofagathie war ihm das, was Herdern Humanität, was Schillern und Göthen Kultur hieß; und was die Ritter mit höfischer Sitte und Kunst bezeichneten, war seine Philosophie, seine Poesie der Grazien. Von dieser Seite ist seine ganze Schriftstellerei und sein ganzes Wesen am wichtigsten für Deutschland geworden, und in Nutzen und Schaden gleich wirksam. Man muß nicht vergessen, erinnert Gruber vortreflich, daß dies eine Zeit war, „wo man, mit Beutelperücken und ausgesteiften Rockschößen angethan, tonnenförmige Reifröcke, worin Damen staken, in Alleen herumführte, die so steif waren, wie die Gevattergesellschaften, in denen das junge Mädchen unter einem hohen Frisurthurme eingeschnürt da saß, während die alten Basen in gottsched'scher Breite und Langweiligkeit sich allein vernehmen zu lassen das Recht hatten.“ Daß diesem schweren Blute der Geselligkeit mit einem derben Aderlaß einige Erleichterung geschafft ward, war gewiß unter aller Bedingung nöthig. Auch hier übrigens muß man bedauern, daß Wieland seine Satiren nicht unmittelbar gegen diese altväterischen Sitten schleuderte. Der Umweg durch die griechischen Gestalten war so lang; mir dünkt, Lessing's Minna mit ihren Naturblüthen und seine Emilie, die sich ungepudert und in Locken zum Brautgang rüstet, und Werther, der mit freierer Sitte mitten in die Zeit hineintrat, wirkten hier schneller und sicherer. Wieland warf sich in seiner Schreibart und Denkart der alten Rechtgläubigkeit und Kleinmeisterei entgegen, er that es mit seinen Stoffen. Allein er wandte sich nicht damit an das große Publikum, das der Aufklärung zunächst bedurfte, sondern an die feinere Gesellschaft. Dorthin hätte er derber reden dürfen, hier brauchte es aristippischer Feinheit und Schonung, und einer Unterhaltungsschriftstellerei, die da, wo sie gewandt sein will, breit und langweilig, wo sie witzig sein möchte, gelehrt, wo sie Laune annimmt, platt wird, und so mit Einem Fuße immer in der guten deutschen Schwerefälligkeit und Platttheit stehen bleibt, und eine laxe Bequemlichkeit hinzuthut, die undeutsch und unserer Natur fremd ist. Lichtenberg sagt irgendwo, es gebe

in Deutschland Bücher, die zwar nicht vom Lesen abschreckten, nicht plötzlich einschläfereten, oder mürrisch machten, aber bald den Geist in eine gewisse Mattigkeit versetzten, wie man sie vor einem Gewitter verspürt. Lege man das Buch weg, so fühle man sich zu nichts aufgelegt. Ich wüßte nicht, worauf dies so trefflich passe, als auf Wieland. Hätte nicht Lessing neben ihm gestanden, wohin hätte Schärfe des Denkens, Kraft, Gedrungenheit und Sparsamkeit in der Sprache kommen sollen? Was wäre aus allem Lebensernste, aus allen großen Ideen und Bestrebungen geworden, wenn sich nicht die ganze Wucht der Originalgenies und ihrer plebejischen Strebsamkeit auf ihn gewälzt hätte? Wohin würde sich Wieland gewandt haben, wenn er von Biberach aus nicht weiter als (1769) nach Erfurt, und von da vielleicht nach Wien gekommen wäre, wo um 1770 Graf Boufflers den Grund zu seinem Ruhme legte, indem er einigen Damen von Rang die Grazien ins Französische übersezte, und dabei den Text las, daß deutsche Frauen den deutschen Dichter durch einen Franzosen müßten kennen lernen! Hier würde er sich nur den Kiedel und Alringer gegenüber gesehen und jenen Dünkel genährt haben, in dem er immer von seiner sokratischen Ironie sprach und von dem Unheil, daß ihn seine Landsleute so wenig verstehen wollten, wie die Athener den Sokrates. Als er aber nach Weimar neben Göthe und Herder kam, „brannte ihm“ wie Merck sagt „der Druck unter diesen Potentaten allen Schmutz der Eitelkeit aus, und er blieb ein so bonhommißcher guter Junge, daß er Mercken heilig war, und nur zu kleinmüthig wurde.“ Durchaus war Wieland als Gegengewicht gegen Klopstock nöthig; es war aber auch eben so heilsam, daß Beide, der Eine mit seiner Anglomanie, der Andre mit seiner Gallomanie durch den ächt deutschen Lessing und die folgenden Zeiten zur Seite und in jenen Hintergrund gestellt wurden, in welchem sie noch heute in unserer Literatur erscheinen. Beide hätten diese wieder für die oberen Stände berechnet, Lessing aber zog Alles hinein, was Bildungstrieb hatte; er regte diese ächte Aristokratie an, in der kein Rang herrscht, als der des Geistes. So kräftig Lessing's Dramen neben Wieland's Romanen stehen, so fein Charakter und die Energie seines Wirkens und Lebens. Und wäre dies nicht, wohin hätte die wieland'sche Weisheit führen sollen, der es nicht wohl war im Kleinen und Niedrigen, und nicht wohl im Höchsten und Edelsten, die immer dort aufbaute und hier einriß, und dazu immer predigte, zu leben und leben zu lassen, Alles in der Welt gut zu finden, Jedem sein Steckenspferd zu gönnen, gegen Alles und gegen Jeden Duldung zu üben, Alles zum Besten zu kehren; Grund-

sätze, die wieder die ganze Moral der ritterlichen Dichter so gut wie die seine durchdringen. Diese Principlosigkeit, diese Passivität, dieses Gehenlassen der Welt war der Wahlspruch seiner leichtfertigen Kamönen<sup>147)</sup> und der Kern seiner Lebensphilosophie. Was diese letztere angeht, so haben wir ihren allgemeinen Gehalt schon bei den Lyrikern dieser Seite hinlänglich kennen gelernt; Wieland's sämtliche Schriften durchdringt sie auf allen Blättern, und zusammengedrängt hat sie Gruber mit Recht am besten im goldenen Spiegel gefunden, in den Gesetzen des weisen Psammis, die auf Folgendes hinauslaufen: Das Wesen der Wesen bedarf unserer nicht; es will blos, daß wir uns glücklich machen lassen. Freude ist der letzte Wunsch aller Wesen, auch des Menschen, in dem Alles zum Werkzeug des Vergnügens gemacht ist. Wäre es möglich gewesen, uns des Vergnügens fähig zu machen ohne Schmerz, es wäre geschehen. Man soll nur der Natur folgen, dann wird die Wonne selten unterbrochen werden. Mäßigung ist Weisheit, nur weil sie Verwahrungsmittel vor Ueberdruß ist, und Arbeit rathsam, weil sie Gesundheit schafft, ohne die kein Glück ist. Den Unterschied zwischen Nützlich und Angenehm soll man aufzuheben suchen; man soll die leichte Kunst lernen, das Glück ins Unendliche zu mehren, man soll Wohlwollen auf Alles erstrecken, damit Alles wieder uns wohl wolle. — In der That, diese Sätze sind mit einer wahren Meisterschaft zusammengestellt, um im Wiener Publikum und wo nur immer ein saules Schlaraffenleben gesucht wird zu gefallen. Selbst einer Frau von Stael mißfiel dieser

147) Eine sehr charakteristische Stelle ist im 12. Gesang des neuen Amadis:

Mir ist nur die Natur in ihrer Einfalt schön.  
 Ein leichtes Mal in selbstgepflanztem Schatten,  
 beim rosenbekränzten Becher ein munterer sokratischer Freund,  
 und eh zum späten Schlaf die ruhigen Sinne ermatten,  
 aus einem Munde, wo Reiz und Unschuld blüht,  
 von Hagborn ein kleines muntres Lied, —  
 dies nenn' ich mir ein Fest! — doch keiner Seele verwehrt,  
 vom Hören schon bei meinem Feste zu gähnen!  
 Ein jeder reite, vor mir, sein kleines hölzernes Pferd  
 nach seiner Weise; dies ist der Wahlspruch meiner Kamönen!  
 Er zäum' es, wenn er will, anstatt beim Kopfe beim Schwanz;  
 wir wollen ihm zu gefallen nur leise darüber lachen.  
 Die große Kunst, dem alten häßlichen Drachen,  
 der uns zum Bösen versucht, sein Spiel verlieren zu machen,  
 ist guter Muth und Tol'ranz.  
 Doch dieses unter uns. Denn euren Tartüffen, Schmelfungen  
 und G'n wird ewig umsonst dies Liedchen vorgesungen.

Epikureismus in einem deutschen Schriftsteller; sie bemerkte vortreflich, daß diese Philosophie in Grundsätze gebracht allgemein anstößig sei. Daß der Mensch da ist, um zu wirken und um seine Kräfte zu regen, daß er der Natur entgegengesetzt ist, in der Alles mechanisch arbeitet, wo dann nur Abnutzung möglich ist, während der Mensch frei strebt und Hemmungen antrifft, die ihm Schmerz bereiten, dessen Ueberwindung dann wieder Frucht und Lohn seiner Mühe ist, dies wäre das System Lessing's gewesen oder Zedez, der sich an die wahre menschliche, nicht an die vegetative Natur angeschlossen, der seine Bildung an der frischen Periode von Griechenland statt an dessen verfallender genährt hätte. Wer sich Freude und Lebensgenuß so wohlfeil kaufen will, wie Wieland, der muß dann freilich zu jenen Theorien auch die praktischen Kunstgriffe unsers Sokrates setzen, der am Ende seines neidlosen und unbeneideten Lebens seinem Genius für das schöne Gewebe seiner Tage dankt, unter denen er auf Einen trüben vierzehn heitre rechnete, von so reinem Lebensgenusse, als ein demüthiger Sterblicher nur fordern dürfe. Aber wie ist dies Glück errungen worden! Wie oft ist die Bescheidung Schwäche, die Bescheidenheit Gefühl der Mittelmäßigkeit, die Mäßigung Halbheit, die Zufriedenheit Fügsamkeit in Alles gewesen! Er lebte ein vollkommenes System der Passivität. Der Mensch schien ihm am herrlichsten durch seine Gabe, sich in Alles zu schicken, unter jedem Druck wieder aufzustehen, sich aus dem Bösen selbst ein Glück zu schaffen! Und am Ende muß er doch selbst bekennen, was sonst seine Philosophie nicht zuzugeben scheint, „daß er nur dies Glück und diese Freude genoss, weil ihn das Schicksal verzärtelte, daß er die Prüffe, die Andere aushalten müssen, nicht ertragen würde.“ Am Ende hatte er mit all seinem Wohlwollen gegen Freunde und Feinde weder das Uebelwollen der Einen vermeiden, noch das Wohlwollen der Anderen überall eintauschen können. Wenn er verkannt wurde, so tröstete er sich mit Jesus Christus, der sich noch übler mußte mitspielen lassen, weil er auch besser war. Denn dies schien unter vielen Principien seiner Weisheit eins der letzten: daß nach dem Maasse, daß man gut ist, man den Narren müsse mit sich spielen lassen. So weit brachte ihn sein Spiel mit Meinungen und Ansichten, daß er gut nannte, was Andre schwach und matt gefunden hätten, und daß er die größte That einer freien Willkühr und Kraft mit den unmächtigen Nachgiebigkeiten seines Duldungssystems verglich.

Wie innig und tief Wieland's ganze Natur und Philosophie mit den Uebergangszeiten der alexandrinisch-ritterlichen Bildung verwebt und verwachsen ist, sieht man in seinen mehr theoretischen Schriften noch

klarer vorliegen als selbst in seinen Dichtungen. Er beobachtet in der Menschheit, in den Völkern, in den Individuen die zwei Stufen des Natur- und Anschuldstandes und der Kultur, Erkenntniß und Bildung. Das goldene Zeitalter der Welt ist nichts als die Kindheit des einzelnen Menschen. Wie schön sie sei diese Zeit, doch werde Niemand immer Kind bleiben wollen. Der Fortschritt zur Kultur müsse gemacht werden, auch wenn es in der menschlichen Natur liege, „daß sie nicht anders, als durch einen langen Mittelstand von Irrthum, Selbsttäuschung, Leidenschaften, und daher entspringendem Elend zur Entwicklung und Anwendung ihrer höheren Fähigkeiten gelangen könne“<sup>148</sup>). Blickt man auf die Lage der ganzen Menschheit zwischen dem reinen Instinkt- und Kindheitsleben der älteren guten griechischen Zeit und unseren neuesten Jahrhunderten, wo wahre Aufklärung und reine Kultur erst möglich geworden ist, so sieht man, daß eben jene Zeiten der alexandrinischen Bildung ein solcher Mittelzustand, ein solches Mittelalter waren, in dem die Menschheit sich in eben jenen Schwankungen und Irrungen, Täuschungen, Leidenschaften und Leiden bewegte, die Wieland bezeichnet. Blicken wir zurück von diesem ungeheuren Schauplatz auf die engeren Verhältnisse in Deutschland, zu Wieland's Zeit und auf die kleine Welt in Wieland's Innerem selbst, so sehen wir, daß der poetische Bildungstrieb in diesem Jahrhundert unserer Verjüngung, in Klopstock, Brockes, Geßner, in der ganzen Schäfer-, Patriarchen-, Freundschafts- und Bardendichtung uns ein solches goldnes- und Kindheitszeitalter noch Einmal voranschilberte, das Rousseau in Frankreich geradezu realistisch predigte. Springen wir da zu der Poesie und der Lebensansicht einer reinen Kultur über, die Schiller und Göthe ausbildeten, so sehen wir zwischen Beiden Wieland wieder in derselben Mittelzeit liegen, und eben jene Irrwege nach Extremen, jene Selbsttäuschungen und Schwankungen durchleben, die in dem Mittelzustande unserer Nation zwischen alter Stumpfheit und neuem Schwung, alter Beschränkung und einem plötzlich geöffneten weiten Gesichtskreis neuer Bildung natürlich waren. Ungemein merkwürdig drückt sich diese Stellung Wieland's nach diesen beiden Standpunkten hin, zwischen denen er in der Klemme steckte, in seinem Leben und seinen Schriften aus. Er hielt es zuerst mit jenen patriarchalischen Dichtern, dann fiel er in ihren Gegensatz über; von da an folgten in ihm die Extreme und Gegensätze nicht mehr nacheinander, sondern sie lagen neben-

148) Auf diesen Schlußsatz läuft die Erzählung Korfox und Rikequezel (1770) hinaus.



einander, nicht verschmolzen und versöhnt, sondern stets schaukelnd. Seitdem er 1769 einem Rufe nach Erfurt gefolgt war, hing er dort zugleich mit Heinse und den rohen Revolutionsmännern der 70er Jahre zusammen und mit Jacobi, Klopstock und Gleim, mit denen er sentimentale Freundschaften schloß. In einerlei Zeit schreibt er Privatbriefe in dem neuen groben Sturm- und Drangstyl und in dem alten süßlichen Ton der Schäferfreundschaft. In Weimar fing er an, für den gemeinen Rationalismus und die berliner Aufklärerei, für gewöhnliche Zeitschriften und Klatschereien zu arbeiten, während er zugleich im Oberon sich auf die höchste Spitze jener Poesie stellte, deren er fähig war; er hatte Verhältnisse zu Meißner und Nicolai, da er zugleich welche zu Göthe suchte. Wie das ganze Mittelalter überall in einem unversöhnten Kampf des Rationalismus und Idealismus begriffen war, so Wieland durch sein ganzes Leben, auch trotz jenem ersten Abfalle von seinen ersten Religionschwärmereien, an deren Stelle er später einige politische Schwärmerei setzte. Es war dies der Kampf seiner deutschen Natur mit seiner französischen, seines deutschen Gemüthes wider seinen Verstand, den er fast ausschließlich in französischer Schule bildete. Auch hier drängt sich Vergleichung der mittelalterlichen Bildung, in der die französische eine so wesentliche Rolle spielte, von selbst auf. Frankreichs Kultur schwankte immer zwischen halbantiken und halbromantischen Elementen, sie ging von Bigotterie und Fanatismus zu Epikureismus und Triviolität über, sie bewegte sich zwischen Philosophie und Poesie und brachte es in keiner zu einer reinen Gestaltung, weil die ideale Behandlung von Wissenschaft und Kunst stets bei ihnen von realistischen, politischen und andern Einflüssen gekreuzt war. Das Alles ist bei Wieland völlig ebenso. Und bei so naher innerster Verwandtschaft mit diesen Nachbarn war es unmöglich, daß er Klopstock's Vaterlandsliebe theilen konnte; er ward Weltbürger, und nahm an den französischen Zuständen in Literatur und Politik gleichen Theil, und wandte seinen alten Idealismus, wie die Franzosen thaten, hier und da auf seine politischen Ansichten hin.

Wie ihm also im Hause des Grafen Stadion die französische Poesie nicht entgangen war, so konnte ihm auch die dortige Philosophie nicht entgehen, zumal da er in Erfurt mehr wissenschaftlichen Forderungen genügen sollte, als Ansprüchen auf Unterhaltung, und da seine geistigen Bedürfnisse ihn, der auch hier schwankte, immer von dem einen zum andern, und von beiden zu Philologie und Geschichte leiteten, ohne daß es ihm gelungen wäre, seine verschiedenen Studien zum Dienste Einer Thätigkeit zu zwingen. So ging er daher in Erfurt auch mit historischen

Planen um, er wollte eine Geschichte der sokratischen Schule schreiben, die so gut ein Halbroman würde geworden sein, wie später sein Aristipp; ja einmal dachte er gar an eine deutsche Reichshistorie, von der ihn Jacobi, gewiß ohne große Mühe, abbrachte, indem er ihm das Zeitalter des Perikles vorschlug. Aber all diese historischen Pläne drängte seine Beschäftigung mit Rousseau zurück. Wie er in seiner Graziendichtung sich zu den preussischen Lyrikern in Halberstadt und Halle stellte, so steht er hier neben den preussischen Philosophen in Berlin, die sich ebenso und in den gleichen Absichten mit Rousseau beschäftigten. Wie dieser Mann Wielanden natürlich interessiren mußte, folgt aus dem vorhin angeführten Systeme unseres Dichters, das ihm schon in diesen Zeiten (1770) klar vorlag, nach dem er sich entschieden für Fortschritt und Erkenntniß erklärte hatte. Rousseau, auf das Elend der ganzen mittelalterigen Gesellschaft, auf die Nutzlosigkeit der mittelalterigen Bildung, auf die Greuel, die der christliche Religionsglaube im Mittelalter hervorrief, den Blick gerichtet, kam auf jene berühmten Sätze, es sei dem menschlichen Geschlechte besser, gar keine Geseze, Künste und Wissenschaften zu haben, und auf die dreiste Behauptung, die Geselligkeit sei nicht Natur im Menschen, die Natur habe so wenig als möglich zu den Verbindungen beigetragen, die der Menschen Freiheit und Glück untergraben hätten. Dies ging ganz gegen Wieland's gesellige Triebe und gegen seine Kulturtheorien an. Entfernung von der Einfalt der Natur war ihm nicht Entfernung von der Natur selbst; möglichste Vervollkommnung und Verschönerung des Lebens war ihm Zweck aller Bestrebungen, nicht die ursprüngliche Bedürfnislosigkeit. Ebenso ging diese neue Lehre auch gegen Wieland's neuen Haß aller schroffen Extreme. Wollte er den Menschen nicht von Young zum Engel gemacht sehen, so auch nicht von Swift zum Teufel und von Rousseau zum Affen. Wollte er nicht den Zustand der Ueberbildung billigen, so doch auch nicht den der Unbildung und Rohheit; es war ein geschichtlicher Erfahrungssatz bei ihm, daß aus jenem Naturzustande die Menschen immer zum Sündenfall übergingen und aus diesem wieder sich zu grundsätzlicher Tugend erheben könnten, so wie daß aus jenem Zustande der Ueberbildung Revolutionen wieder zu natürlicheren Verhältnissen zurückführten<sup>149</sup>). Auch hier also

149) Lange vor der Revolution schrieb er diesen Satz: „Neußerste Verfeinerung der schönen Künste sind zugleich eine Folge und Ursache der äußersten Ueppigkeit der Sitten. Diese untergraben einen Staat bis er zusammenstürzt. Aber wenn sich dies in einem Zeitpunkt ereignet, wo zugleich der ganze Inbegriff der aufklärenden und nützlich-

hing er politisch an einem mittleren Zustande, ward ein Freund von Verfassungen, richtete seine Waffen gegen Unterdrückung (Rohheit, Naturstand, Dummheit) und gegen Ausgelassenheit, und leitete von diesen Extremen alles Glend des menschlichen Geschlechtes her. Er machte also nicht wie Rousseau den Sprung nach den Zeiten vor aller Kultur zurück, sondern er richtete seinen Besserungseifer wie Voltaire gegen die Tyrannei der weltlichen und geistlichen Herren und gegen die mittelalterigen Zustände, die uns übrig geblieben waren. Schon 1770 in einem Aufsätze über Rousseau sagt er, seine Sätze über Unterdrückung und Ausgelassenheit seien Wahrheiten, an denen dem ganzen Menschengeschlechte gelegen sei, und zugleich der Schlüssel zu allen seinen Werken; und er wünschte, daß alle, an denen das sapere et fari quod sentias erfüllt worden, sich mit ihm vereinigten, diese Wahrheiten einzuschärfen, bis sie ihre Wirkung thun würden. Offenbar geht hier Wieland, angeregt von den literarischen Gährungen in Frankreich, den Reformen in allen Staaten Europa's, den Charakteren Friedrich's und Joseph's, auf eine praktische Wirksamkeit aus, und stellt sich Voltaire nicht allein in seinen Formen und Manieren, sondern auch in seinen Zwecken zur Seite. Man hat sich gewundert, daß seine Schriften nach dieser Seite hin so wenige Wirkung gethan, daß er für Deutschland nicht einmal hätte werden können, was Voltaire für ganz Europa ward. Mit einem Stiche auf die deutsche Fühllosigkeit hat Gruber gemeint, sein goldner Spiegel sei wenig geachtet worden, nur weil er aus Deutschland kam. Allein wenn man praktische Wirkungen machen will, so ist mit wielandischen Halbheiten nichts gethan<sup>150)</sup>, auch nichts mit jener Philosophie der Mitte, und wenn sie selbst die richtigste Unparteilichkeit, Vorurtheilslosigkeit und Wahrheit enthielte. Voltaire warf sich schroff, auf die Gefahr hin als einseitig, eigensinnig, hartköpfig, kalt, dürre und trocken zu erscheinen, ganz auf die Verfolgung Eines Zweckes mit der Anwendung von Einerlei gleichwirkenden Mitteln. Er sprach allen Idealen Hohn, auch auf Kosten der Wahrheit, allein Wieland war viel zu deutsch gründlich, um irgend einem Verhältnisse Zwang anzuthun, viel zu gemüthlich, um

den Wissenschaften und Künste angebaut worden ist, so wird der eingesunkene Staat in Kurzem neu belebt und in einer ungleich besseren Gestalt und Verfassung sich wieder emporheben, und durch seine Erfahrungsweise die schwere Kunst geltend machen, die Privatglückseligkeit mit der öffentlichen dauerhaft zu vereinigen. Eine Erscheinung, von welcher Manche, die dies lesen, noch Augenzeugen werden dürften."

150) „Wo die Franzosen des 18. Jahrs. zerstörend sind, ist Wieland neckend.“

das, was der Menschheit einmal heilig war, immer und überall zu verspotten und zu begeifern, viel zu zweiseitig, um mit jenem Nachdrucke nach Einem Ziele hinzudrängen, der zu realen Wirkungen nothwendig ist. Wie ungleich ist daher Wieland Voltairen in seiner Bekämpfung des Christenthums! Gegen diesen ungläubigen Spötter steht er im Agathodämon wie ein nüchterner rationalistischer Protestant. Wie ungleich in seiner Freude an gieschlicher Urbanität gegen die trocknen Sympathien Voltaire's mit chineesischer Bildung! Wie ungleich sogar in den historischen Rechtfertigungen des Pabst- und Bonzenthums, der Klöster und des Cölibats, was er zwar Alles wie Voltaire im Allgemeinen verfolgt, gegen die sarkastische Bitterkeit, mit der dieser gleichgültig die bestehenden Verhältnisse dieser Art und ihre geschichtliche Entstehung behandelt! Wie ungleich in dieser Ansicht der mittelalterigen Ordnungen überhaupt, die Voltaire als Barbareien und Greuel mit dem mannichfaltigsten Wize mittel- und unmittelbar angriff, während Wieland diese ganze Welt mit Vorliebe poetisch behandelte, verspottend allerdings, weil er darin massenweise jene Schwächen der menschlichen Natur fand, die ihm aber so liebenswürdig erschienen! Wie ungleich endlich in der ganzen Betrachtung der wirklichen Welt, der gegenüber Wieland so wenig von Idealen loskommt, als er den Grillen der Menschenköpfe gegenüber es unterlassen kann, auf das Praktische, Wirkliche und Mögliche zurückzudeuten. Voltaire hat überall nur Verstand, nicht Gefühl; ihm hat die Armuth des Herzens den Beruf zur Satire gegeben. Aber Wieland war ganz Gemüthlichkeit; er hat an Verstand, an Phantasie, an Empfindung, an Vernunftthätigkeit Theil, wenn auch nirgends sehr reichen Theil; er hat den Kreis menschlicher Gaben in stockigen Linien ganz umschrieben, von dem auf Voltaire nur Ein scharfes Segment fiel. Der persönlichen Einsicht und Weisheit Wieland's mag es Ehre machen, daß er, wie er sich um diese Zeit zwischen Stoa und Epikureismus in die Mitte zu stellen suchte, so auch zwischen Rousseau und Voltaire in der Mitte steht; es ist aber dann auch kein Wunder, daß er nicht die Wirkungen des Einen und des Andern machte, die überdies in Deutschland nur langsam und minder geräuschvollen Eingang finden konnten. Wie wenig Wieland einen grellen Gegensatz gegen Rousseau machte, geht aus all seinen Urtheilen über ihn und aus allen hierhin bezüglichen Aufsätzen und Erdichtungen hervor. Er liebt den Mann, der in Paris ein Epistlet zu sein wagte, der allen Vortheilen entsagte, die ihm seine Talente bei einiger Gefälligkeit gegen den Geist der Zeit hätten verschaffen können, der sich allen Folgen der Paradorie aussetzte, in einer konventionellen

Zeit, wo ein freier, wahrer und guter Mensch das größte Paradoxon ist. Er neigt auch nicht wenig zu Rousseau darin, daß dieser wie Er viele menschliche Schwachheiten so liebenswürdig fand. Und was mehr ist: jene Urzustände der ersten geselligen Stufe misfallen ihm von Herzen gar nicht so völlig, wie er sich in seinem Eifer für Bildung anstellt. Die Frage, ob es besser sei, Tugend zu üben ohne das Laster zu kennen, oder mit dem Laster bekannt zu sein, damit man die Tugend aus der Ueberzeugung lerne, sollte zwar nach seiner Shaftsbury'schen Theorie und nach der Praxis seiner Musarion für das Letztere entschieden werden, allein sie scheint ihm jetzt (in den Reisen des Abulfavari) einerlei mit der Frage, ob es besser sei, gesund zu sein ohne es zu wissen, oder sich krank zu machen, um die Gesundheit besser schätzen zu lernen. Nur weiß er bei dieser theoretischen Antwort die praktische Entscheidung zu wohl, daß Laster und Krankheit kommen muß; er holt sich aus der Geschichte den Grundsatz: daß Alles, was ist, gerade so ist, wie es zur Zeit, da es ist, sein kann; und mit diesem Grundsatz die stärkste Säule seiner Duldung gegen Alles, mithin auch gegen die Zustände der Natur wie des Luxus, gegen Rousseau's amerikanische Wilde und Voltaire's Zeitalter Ludwig's zugleich. So verliebt er sich um diese Zeit in die Foleys an der Gambia, nach einer Beschreibung von Franz Moore, wie sich Herder von Levaillant begeistern ließ. Er findet, ganz nach seinem System, in ihnen ein Völkchen, das glücklich in Einfalt ist, weil es noch keine Unterdrückung geduldet, weil es noch in einem Zustande lebt, indem alle Völker einmal Foleys waren. Allein diese Sicherheit vor Unterdrückung ist bloß zufällig, sagt ihm sogleich sein historischer Realismus, um ihn nicht auf dem poetischen Ideal weilen zu lassen; und ohne Sicherheit ist kein Glück; dieser Zustand kann in der wirklichen Welt nicht dauern.

Auf diesen Beschäftigungen baute sich Wieland's goldner Spiegel (1772) auf, in dem er sich von den unmoralischen Liebesgeschichten entfernt halten und diese ernsteren Wahrheiten lehren wollte. Er arbeitet hier in Voltaire's Manier, die Uebelstände der Nähe und Gegenwart mit denen der Ferne zu vergleichen, die Wirklichkeit mit Erdichtungen, die Geschichte mit allgemeinen Erfindungen zu erläutern; man erinnert sich an die politischen Allegorieromane des 17. Jahrh., von denen Wieland nachher bald (in den Abderiten, dem Peregrin, Agathodämon, Aristipp) auf die Geschichtsromane überging. Nichts ist so charakteristisch für Wieland's Hin- und Herwiegen zwischen Idealismus und Realismus, als dieses Buch. Der Hofphilosoph des Schwach Gebal, Danischmend, erzählt den Verlauf eines Staatslebens nach allgemeinen historischen

Beobachtungen, um den trägen Schach zum Nachdenken und zur Thätigkeit zu bringen. Gleich Anfangs, wo in einer Episode jene obenerwähnten Gesetze des Psammis angeführt werden, die in einem kleinen Völkchen idyllischen Glückstand begründet hätten, macht der Zman auf den Geist der Weichlichkeit aufmerksam, der in diesen Gesetzen liege, und auf das Schädliche der Erzählungen solcher Zustände, die nicht auf politische Zustände von größerem Schnitte paßten; er wird mit Sophismen abgewiesen, obwohl man sogleich zweifelt, wer hier eigentlich der Weise ist. In dem eigentlichen Gegenstande, der Geschichte der Könige von Scheschian, wird erzählt, wie eine willkürliche launenhafte Regierung einen Staat an den Rand des Abgrunds bringt, weil die Grundfeste versäumt war, auf die jeder Staat gebaut sein sollte, die Zufriedenstellung der untersten Klassen. Es bereitet sich eine Umwälzung vor, die Rousseau'schen Begriffe von Menschenrechten und von Staatsverträgen treten herein, in denen der Prinz Tifan erzogen ist, der Revolutionsheld, der ersthin in der Einsamkeit erzogen, mit einem Landmädchen vermählt, nun den anarchischen Staat neu einrichtet und zu einem wahren Ideale umbildet. Wer sollte es denken, in dem Spötter der religiösen und moralischen Ideale hier wieder einen so eifrigen politischen Idealisten zu finden, der in ganzem Ernste sagen mag, daß ihm nichts wahrscheinlicher sei, als daß ein Duzend Don Quixote, die nur mit etwas gesünderem Kopfe als dieser auf die Feinde des Menschengeschlechts losgingen, die Gestalt unsrer Welt binnen einem Menschenalter mächtig ins Bessere verändern würden! der es unmöglich glaubt, daß unter allen künftigen Regenten sich nicht Einer finden sollte, dem es ein unerträglicher Gedanke wäre, den Charakter des Tifan ein bloßes Ideal bleiben zu lassen! Dieses Tifan! der es in 10 Jahren dahin bringt, daß in einem Volke von 30 Millionen jeder Kaufmann Gewissen, die Gelehrten Menschenverstand, die Priester Verträglichkeit hatten u. s. w., Alles durch philosophische Gesetze und gute praktische Erziehung! Der gute Schach Gebal meint in aller Gemüthsruhe, daß der Prinz Tifan der phantasierte Held eines Romans sei, oder daß er ein bißchen hätte heren müssen; er wundert sich über diesen sonderbaren Kameralisten, der aus seinem Staate eine Kaninchenhecke machte, die die Bevölkerung in hundert Jahren auf das Doppelte treiben sollte; und so geht von ihm aus überall die Stimme des gesunden Menschenverstandes, auf dessen Seite Wieland sonst so gerne steht, die aber hier durchaus in Schatten gestellt wird, wo den gutmüthigen Politiker die Erscheinung des Kaiser Joseph sicher machte, daß sein Tifan kein Traumbild und kein Ideal sei! So

vernichtet Wieland denn durch diese Doppelseitigkeit, die er nie verleugnen kann, immer die Wirkungen, die er auf Einer Stelle macht, mit der Gegenwirkung von einer andern Seite her; man hält sich hier mit den Gegnern seiner Helden und seiner Begriffe, an denen man überall anstößt. In dem Anhange, der Geschichte des Danischmend, erscheint dieser ganz wie ein Tugendheld fenelon'scher oder florian'scher Romane, und man möchte gleich gegen ihn mit dem bössartigen aber weltklugen Kalender, der ihm da entgegengestellt ist, Partei machen. Es ist hier jene französische Art von Menschenschildereien, die die Psychologie wie eine Taschenspielerkunst handhabt, wo jedes Laster und jede Tugend möglich ist, jedes Verhältniß willkürlich gesponnen, und willkürlich der Faden gehandhabt wird, um das Verwickelte mit anscheinender Feinheit zu lösen. Sonderbar genug sagt hier Wieland, daß in den Predigten gegen die Gebrechen der menschlichen Natur kein Gran Menschenverstand sei! gegen die Unterdrücker und deren Leppigkeit, die die Ursache des menschlichen Verderbens sind, gegen sie soll man predigen. Und um dies seinerseits zu thun, schildert er das glückliche Völkchen der Zemaliter, zu dem ihm seine lieben Foleys saßen, das von Bonzen und Kalenders verderbt wird. Aber die beabsichtigte Wirkung kommt gar nicht heraus. Denn wenn so grobe Werkzeuge wie seine Fakirs mit ihren Ringams ein so edles Volk so leicht gefährden können, soll dann diese „glückliche Schwäche der Tugend“ beweisen, daß man mit Unrecht gegen die Gebrechen der menschlichen Natur predigt? Wir sehen hier Wieland zum erstenmal auf dem ermäßigten Standpunkte stehen, auf dem er hinsort stehen blieb. Er hatte im Anfang die Menschen für Engel und Platoniker gehalten, er nahm sie dann für Schwächlinge; wie ihm Beides verleidete, so hielt er die gute Meinung von der menschlichen Natur fest neben der Ueberzeugung von ihrer Verderbnis durch Zeit und Verkünstelung, und er behielt sich den Glauben an einige gute Ausnahmen vor. In dem Schriftsteller Cador, der im goldnen Spiegel vorkommt, giebt er selbst sein jetziges Glaubensbekenntnis. Dieser Mann leitete die meisten Urtheile und Handlungen der Menschen aus den mechanischen Wirkungen physischer Ursachen her, oder aus geheimen Täuschungen der Einbildung und des Herzens; je erhabener die Beweggründe waren, aus welchen Jemand zu handeln vorgab, desto größeres Mißtrauen hegte er; er hatte eine gute Meinung von der menschlichen Natur, er hielt sie durch Jahrtausende der Künstelei für zerrüttet, glaubt aber dabei an eine Anzahl schöner Seelen und liebte diese; dies rechneten ihm falsche Anhänger als Schwärmerei an, und folgten ihm nur in seinem spöttischen Zuge gegen

das Eitle und Lächerliche im Menschen, und er erfuhr die Kränkung, mit diesen Anhängern in Eine Linie gestellt zu werden.

Mit Wieland's Versetzung nach Erfurt war eigentlich eine Wiederholung seiner früheren Lebens- und Schriftstellerepochen in einem höheren und edleren, zum Theil verwandelten Stile eingetreten. Was in seiner Jugend zuerst die antilukrezische und christliche Philosophie war, das ward nun die antirousseau'sche und politische Philosophie, und so viel andächtig gläubige Denkart dort gefunden ward, so viel zweifelnde psychologische Forschung stellte sich hier an die Stelle. Aus jenen ersten Beschäftigungen heraustretend, versuchte er sich damals an dem Schauspiel, und ähnlich wagte er es bei seiner Versetzung nach Weimar, auf die wir später zurückkommen, sich auf die Oper zu werfen. Schweizer's Komposition der Alceste (1773) und der Wahl des Hercules verschaffte diesen einen außerordentlichen Beifall; allein über die Rosamunde sah es Wieland nachher selbst ein und „bekannte es vor Gott und Menschen,“ d. h. er schrieb es an Merck, daß er für alles Dramatische keinen Sinn habe, und er war nahe daran, sich für einen Duns zu halten, da Keiner seiner Freunde damit zufrieden war. Zurückgeschreckt von diesen Versuchen fiel er nun wieder auf seine griechischen und ritterlichen Stoffe zurück, in denen er nun bei weitem bessere Leistungen als früher hervorbrachte. Wir lassen hier seine Stellung in Weimar, seine Thätigkeit am Merkur, sein Verhältniß zu der neuen Periode der Originalgenies in den 70er Jahren noch unerörtert, und verfolgen nur vorausnehmend bis um 1780 seine poetischen und prosaischen Erzählungen in den genannten Gebieten, damit wir an dieser Stelle die ganze Masse der wielandischen Werke übersehen, die uns berechtigen konnte, in der Erneuerung dieser Stoffe und Formen der mittleren Zeiten ebenso wenig ein blindes Ungefähr der Nachahmung finden zu wollen, wie in Klopstock's Behandlung des Messias. Wir treffen also in diesen Jahren eine Reihe von Rittererzählungen, die alle auf den Höhepunkt von Wieland's Poesie, den Oberon, hinsteuern. Indem Wieland jetzt alle seine Sachen in seine Zeitschrift, den Merkur drucken ließ, mußte er sich's häufig bequem machen, um schnell etwas Manuscript fertig zu haben; er kam daher von Erfindungen ab, die ihm immer schlecht geriethen, und fiel auf die ächten Quellen der Ritterdichtung, die er in eben der freien Manier nachzählte, wie einst die ritterlichen Poeten selbst. Dadurch kam er den ächten Stoffen und mit diesen dem ächten Tone näher, mit dem diese Dinge behandelt sein wollten. Er suchte sich ein deutsches Gaulois zu bilden, wie er sagte, und wie wenig es ihm auch damit gelang, so ist doch der



Fortschritt in der Kunst der Erzählung unverkennbar. Sein *Geron* ist aus dem *Gyron le courtois* ausgehoben; er ist reimlos; der Vortrag ernster und gemessener; der Anlaß zum Schlüpfrigen ist anständig vermieden. In der *Wasserkufe* ist der Inhalt aus einem *Fabliau* in Le Grand's *contes devots*; ein sehr kitschlicher Stoff in einer der ächten Naivität und Unbefangenheit wirklich nahe kommenden Erzählung. Selbst in dem *Feenmärchen Pervonte*, das schon einige Albernheit gestattete, herrscht ein gehaltener Ton. Das *Wintermärchen* (1776) ist noch besser; nie hatte Wieland vorher so fesselnd und unterhaltend, so ohne Breite und Ermüdung in Versen erzählt, wie hier, in einem *Feengeschichtchen*, über das er in *Don Sylvio* gespottet hatte. Hier gelingt's ihm in seinen Reimpaaren hier und da den Ton der mittleren Zeiten oder des Hans Sachs anzuschlagen; eine mäßige und unerzwungene Laune breitet sich über das Ganze. Die nächste Umgebung in Weimar, der geschmackvolle Kreis, in dem er sich hier bewegte, der rasche Aufschwung unserer Literatur in diesem 8. Jahrzehnt, wirkte auf den empfänglichen Mann ein, der wie Göthe in seiner Art jede kleine Schattirung der nationellen Bildungen in sich abdrückte. In diesen Erzählungen, wie in den *Sommermärchen* (nach *Chretien de Troyes*), dem *Vogelgesang* (Nachbildung des *lays de l'oiselet*) u. A. erhebt er sich weit über die gellert'sche Manier des Vortrags, er wirft ganz jene falsche Schminke einer platten Laune ab, und wo er sich ja noch einmal in eine Nebenbetrachtung verliert, findet er sich ohne die schalen Späße der früheren Erzählart zurecht. In *Gandelin* oder *Liebe um Liebe* (1776) gelingt es Wielanden fast, in die alte Atmosphäre zu versetzen. Wenn man wissen will, warum man ihn den Dichter der *Grazien* nannte, so muß man dieses Stück lesen; und wenn irgend Jemand an unserem Lobe Anstoß nehmen sollte, so müssen wir empfehlen, von den früheren Schwänken etwa den neuen *Amadis* vor dem *Gandelin* zu lesen, um zu finden, wie weit Wieland hier über sich selbst hinaustrat, welches Maas gehalten ist in Sache und Sprache, wie harmlose Laune, ein pikanter, leichter, schwebender Gang der Erzählung, schalkhafte Einfälle und reizende Farben dieses Spätere auszeichnen. Selbst *Oberon* scheint formell nicht so viele Vorzüge zu haben, als *Gandelin*; *Alelia* und *Sinnibald* (1783) ist schon wieder viel plauderhafter und fader.

Der *Oberon* (1780) baut sich auf allen diesen rhapsodischen Versuchen auf. Er ist fast das einzige Werk, das Wieland's Namen populärer gemacht oder erhalten hat. Der Beifall der größten Männer munterte ihn auf. Göthe schrieb an Lavater: So lange Poesie Poesie, Gold

Gold und Krystall Krystall bleiben wird, wird Oberon als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden. Die Schlegel sahen ihn mit Recht als den Anreger des romantischen Geschmacks an, und in der That reichte sich Uringer unmittelbar an Oberon an, der in Wien für die romantische Poesie einen ordentlichen Schauplatz eröffnete. Wenige, die wie Heinse achtsamer an den italienischen Meistern studirt hatten, wehrten sich gleich Anfangs dagegen. Es ist bekannt, daß Oberon nach dem alten Romane Huon de Bordeaux bearbeitet ist. Wieland rühmte sich selbst, die Geschichten Huon's und Oberon's so verflochten zu haben, daß alles Maschinenartige vermieden, daß dem Gedichte dadurch Einheit und Zusammenhang gegeben, und dem Oberon durch Annäherung an den shakespeareischen ein erhöhtes Interesse zu Theil ward. Es paßt recht schön, daß Wieland's Naturell ihn zum Schlusse und auf der Spitze seines poetischen Schaffens gerade auf solch einen Gegenstand führte, der so recht nach seinen Lebensgrundsätzen war: wie ein Mensch, der einer Schwäche unterliegt nicht eben ein schlechter Mensch sein muß, und sich ein andermal eben so stark beweisen könne, als vorher schwach. Der glücklich gewonnene Boden leiht ihm auch hier etwas mehr Flug, und wenn zwar „die Adlerschwinge der hohen trunkenen Schwärmerei“ ihn nicht hoch trägt, so reißt sie ihn doch hier wie in den andern Erzählungen dieser Zeit weit über seine früheren Werke hinweg, in denen er noch unter dem Joch moralischer Zwecke lag. Freilich ist es traurig, daß nichts als ein Oberon der Triumph der Muse unsers Dichters ist, der nicht Unabhängigkeit der Poesie erringen konnte, als um den Preis, zu den schalen Romanstoffen zurückzugreifen, in denen die Dichtung auf nichts höheres berechnet ist, als auf feine Unterhaltung, in denen das ganze Geschick und alle Gabe des Dichters in nichts anderem gesucht wird, als wie bei jenen Alten schon in dem Vortrage, in dem man über kein Stäubchen straucheln soll. Dann freilich wird man bei uns immer dahin kommen, den Kern der Schale zu opfern, wenn man einen Ehrgeiz darein setzt, mit Metastasio im Wohlklang zu wetteifern; und wenn man dann endlich, wie Wieland, doch durchmerkt, daß bei allem dargebrachten Weihrauch die Welt das Hohle und Kernlose wohl kennt, so geschieht's denn, wie es zuletzt auch bei Göthe der Fall war, daß man sich unwillig an der Schale selbst vergreift. Es ist doch eine Schande, daß Wieland am Schlusse seiner poetischen Laufbahn (1789) im Merkur schreiben konnte: Die Zumuthung, mit Sackpfeifen und Strohsiedeln ein liebliches Concert zu Stande zu bringen, wäre kaum eine schwerere Aufgabe, als die, in unserer rauhen und langsam sich fortzuschleppenden

Sprache einige Duzend so harmonische Stenzen zu machen, er wolle nicht sagen, wie Tasso oder Metastasio, sondern wie der gemeinste arkadische Hirt (!) auf Einem Beine schockweise von sich geben könne. Er fühle den ungeheuren Nachtheil in seiner ganzen Größe, den ein deutscher Dichter in Bezug auf musikalische Schönheiten eines Gedichts nicht nur gegen die romantischen, sondern auch gegen die polnischen und lettischen und andere barbarischen Sänger sich gefallen lassen müsse. *Experto credite*, ruft er zum Schlusse; und das mag uns heißen; lest seine unmusischen Verse, um zu erfahren, welche Thorheit es war, daß ein solcher Reimer auf den Misgedanken fiel, in's Musikalische seine Stärke zu setzen. Die Klopstockianer konnten ihn mit Recht über diese Anmaßungen und Uebergriffe in ihr Gebiet verspotten, gerade wie die Verfasser der Literaturbriefe die Achsel zuckten, als Klopstock anfang zu philosophiren. Denn an Wieland's sämtlichen Versen wäre nichts zu rühmen, als das prosaische Verdienst, das der prosaische Lichtenberg auch an Thümmel's Versen rühmte, daß sie nämlich verwickelte Konstruktionen der prosaischen Rede enthielten und entwickelten, in denen weder dem Sinn noch dem Reim Gewalt gethan sei. Man wird diesen Ausfall Wieland's auf die deutschen Verse um so auffallender finden, wenn man sich seines früheren Dünkels auf seine Knittelreime gegen eben diese jetzt beneideten italienischen Oktaven erinnert. Aber so ließ ja Wieland Alles fallen, nachdem er Alles lächerlich übertrieben hatte. So wie er die Poesie hier auf einmal in der Musik der Sprache suchte und abdankt, weil er sich nicht dazu berufen fühlt, so hatte er das Christliche im Schwärmerischen gesucht und fiel ab; dann suchte er das Griechische im Sinnlichen und kam (in seinen Ansichten über die Ideale der griechischen Künstler) auch von der Vorliebe für die Griechen zurück; er fiel auf die Ritterwelt, die er ganz Anfangs als eine Märchenwelt verspottet hatte, und am Ende dieser Laufbahn erklärte er wieder, sie sei zu nichts gut, als Märchen daraus zu erzählen; er hatte über die Liebe geschwärmt und endlich fand er, daß Bestand in ihr unmöglich und nur in der Freundschaft denkbar sei! Mit diesen letzten Aenderungen in den 80er und 90er Jahren warf er die Dichtung ganz ab und fiel nun auf Uebersetzungen und Halbgeschichten, wo er mäßiger vom Griechen- und Christenthum denkt. Hier trat er aus der Phantasiwelt der wirklichen näher, und wäre hier mehr am Orte gewesen, wenn es nur nicht dem Alter nach etwas zu spät gewesen wäre.

Der Kreis der mittelaltrigen Stoffe würde von Wieland nicht vollkommen erneut sein, wenn die Abderiten fehlten, die er neben den

lezterwähnten Erzählungen (seit 1774) verfaßte. Es ist der Gegensatz der Philisterei und des Pfahlbürgerthums gegen die romantische Ritterwelt, ein wielandisches Volks- und Lalenbuch. So albern sein Amadis gegen den Oberon, so albern ist sein Diogenes gegen die Abderiten. Allerdings verspricht auch dieses Werk mehr als es hält; es ist Alles zu sehr ausgesponnen, und es fällt bald in scherzhaften Erfindungen, bald in halb philologischen Abschweifungen hier und da aus dem Tone. Der Anfang aber gehört zu dem Besten, das Wieland geschrieben hat. Der weltbürgerliche Philosoph von Abdera, Demokrit, kehrt von Reisen heim, begierig zu lehren und zu bessern unter seinen Landsleuten, die ihn zu hören und zu sehen gespannt sind. Das Verhältniß des am Größten geschulten Mannes zu den engbrüstigen Mitbürgern, die alles Mittelmäßige bewundern, der ewige Widerspruch zwischen Gründen und Vorurtheilen, Einsicht und Thorheit, zwischen dem lärmenden Ueberstimmen und der siegreichen inneren Stimme des Unterliegenden, der Streit der Rechthaberei gegen den, der Recht hat, der Widerwille einer falschen Freiheit, der Niemand einreden soll, gegen die einredende Vernunft, der Kampf von Spieß- und Weltbürgerthum, Verschrobenheit und Gesundheit, die beiderseitigen Täuschungen, und wie dann der Weise unter den Pinfeln als ein Paradoxer und Tadelsüchtiger erscheint, Alles macht einen einzigen vortrefflichen Gegensatz von großer komischer Wirkung, und es ist selbst das Peinliche solcher Verhältnisse dadurch vermieden, daß der Philosoph mit seinem Gelächter den groben Pöbel schlägt, daß, wenn das Vorurtheil ihn den Einzelnen überwältigt hat, er doch durch seine Ueberlegenheit die niedere Masse verirt und ärgert. Man sieht wie dieser Kampf Wieland's gegen die Beschränktheit, Kleinstädtereie und gemeine Wirklichkeit jeder Art im nothwendigen Gegensatz gegen seine Anfechtungen aller Phantasterei liegt, und daß er auch hier dem Gang der Entwicklung folgt, den das Leben in Volk und Individuen überall nehmen wird. Mit diesem Werke und dem Oberon schließen sich eigentlich die bedeutenderen Erzeugnisse Wieland's, die mit der Poesie einen verhältnißmäßig engeren Zusammenhang haben. Wir stehen in den Abderiten an der Grenze, wo das Romantische in seinen Gegensatz überspringt, wo den neuen Ariost neue Rabelais und Sterne ablösen, wo wir aus der Ritterwelt in unsere Bürgerwelt übergehen sollten. Dieser Gegensatz bildet sich in den 70er Jahren in den Romanen des Hermes, Hippel und Nicolai, auf deren Spitze sich nachher Jean Paul stellt, der in Bezug auf poetische Stoffe und Schreibart ein so vollkommenes Gegenstück zu Wieland ausmacht, wie Klopstock

in Bezug auf Moral und Denkart. Wenn sich zwischen letzteren Beiden das Feindliche auch in den äußeren Verhältnissen zeigte, so war dies zwischen Jean Paul und Wieland nicht der Fall; diese Gegenfüßler in der Literatur standen freundlich im Leben, wie Lessing und Herder, wie Göthe und Schiller. Ehe wir aber auf diese Verhältnisse eingehen und die Wirkungen und Gegenwirkungen andeuten, die Wieland's Schriftstellerei in Deutschland hervorrief, ist es Zeit, daß wir einen Mann nachholen, der sich in unseren bisherigen Schilderungen schon oft genug und meist an sehr wichtigen Stellen bemerklich gemacht hat.

### 8. Lessing.

Klopstock und Wieland hatten der deutschen Bildung und Aufklärung neue Ziele gezeigt; sie hatten mit einer neuen Art zu leben und zu schreiben den Gesichtskreis der Nation unendlich erweitert, und die Kräfte im Vaterland gestachelt, sich über die hergebrachte gesellige Unterordnung im Kreise der europäischen Nationen emporzuschwingen. Ein ausgesprochener Ehrgeiz hatte jenen getrieben, uns den Engländern gleichzustellen, ein unbewußter Trieb leitete diesen, uns auf den Standpunkt der Franzosen zu versetzen. Sie hatten sich an das Ausländische angeschlossen und unsre junge Literatur an fremder Ammen Brust genährt; ein Dritter kam, der sie an den mütterlichen Busen legte. Jene hatten uns in die Regionen der Seraphim, in die fernen Lande der Wunder geführt, Lessing führte uns zur Heimath zurück. Wir hörten bei Klopstock den Tonfall der lateinischen Ode, den Rhythmus des griechischen Hexameters, die Wucht der nordischen Vardensprache; wir wandelten in den Schauern der Hölle, in den Wonnen des Himmels, in dem Grausen der Schlacht unserer Väter. Bei Wieland kam zu dem Gewaltigen das Angenehme und Weiche; er bannte diese Wildheit in Natur und Menschen, die Götter sanfter Geselligkeit ließen sich nieder, und führten uns in eine Welt sinnlicher Gebilde und phantastischer Abenteuer, in der ebenen Sprache französischer Geschmeidigkeit und Eleganz. Lessing schrieb deutsch; er nahm seine Rede aus dem Stock unserer eigenen Literatur und ging auf die Natursprache des Volks zurück; er schrieb wie man sprach, und gab seinem Stile durch die dialogische Redeweise, durch die er ihn zu verderben meinte, eine Eigenthümlichkeit, die kein deutscher Schriftsteller weiter gehabt hat. Nahm er aus anderen Zeiten und Bildungen etwas zu seiner deutschen Erziehung dazu, so griff er nicht wie